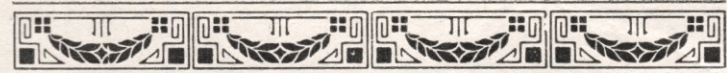




Untertürkheimer
Chronik
1936



Noch einmal, eh' ich weiterziehe und meine Blicke vorwärts sende,
heb' ich vereinsamt meine Hände zu Dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzenstiefe Altäre feierlich geweiht,
daß allezeit mich Deine Stimme wieder riefte.

Darauf erglühst tief eingeschrieben das Wort: Dem unbekanntem Gott.
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte auch bis zur Stunde
bin geblieben.

Sein bin ich! — und ich fühl die Schlingen, die mich im Kampf
darniederziehen,

und mag ich fliehen, mich doch zu Seinem Dienste zwingen.

Ich will Dich kennen, Unbekannter, Du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender, Du Unfaßbarer,
mir Verwandter!

Ich will Dich kennen, selbst Dir dienen!

Nietzsche.

Geht nicht durch unsere ganze Zeit, durch unser heutiges Geschlecht der Schrei nach Gott, den der Gottesleugner und Gottesfeind Nietzsche so ergreifend ausstößt? Nach Gott, nach einem ewigen Halt, nach einem unerschütterlichen Fundament verlangt das Menschenherz in dieser Welt der Vergänglichkeit, des Wechsels, des Aufstiegs und des Untergangs. Aber man will sich nicht „zu seinem Dienste zwingen“ lassen, vielmehr haben die Menschen von jeher bis auf diesen Tag auf alle Weise versucht, Ihn in ihren Dienst zu zwingen mit Opfern und Gebeten oder mit Zaubersprüchen und schwarzer Kunst oder mit frecher Auflehnung. Denn daß Er nur den Demütigen Gnade gibt, ist ein verhaßter, verächtlicher Glaube. Nicht Ihn, sondern sich selber, dem Gott in der eigenen Brust „weihet man in tiefster Herzenstiefe Altäre“. Und doch können sie Ihn nicht entfliehen. Er hält auch die an seiner starken Hand, die sich vom Ihn reißen. Und die gegen Ihn ankämpfen und meinen, seine Ratschläge zunichte machen zu können, müssen, ohne es zu wissen und zu wollen, diese ewigen Heilsratschläge hinausführen helfen, wie unser Herr Jesus Christus uns mit seinem Tod bewiesen und mit seinem Leben geoffenbart hat. Und durch ihn ist uns der unbekanntem Gott bekannt geworden. Durch den Sohn ist Gott uns zum Vater geworden. Und wenn Er auch der „Unfaßbare“, Unbegreifliche bleibt, so kennen wir Ihn doch in Christo und wollen Ihm dienen und trösten uns in allem Wirrsal dieses Lebens mit der Gewißheit: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl. Und so erleben wir es, was nicht bloß dem einzelnen, sondern den Geschlechtern und Völkern gilt, daß wir nur Ruhe finden in Gott.

Untertürkheim im Krieg und im neuen Reich.

Der Krieg mit Frankreich brach aus, obgleich der Ministerpräsident Olivier am 30. Juni noch gesagt hatte: „Zu keiner Zeit ist die Aufrechterhaltung des Friedens gesicherter gewesen als jetzt.“ Da man in Frankreich angeblich „erzberoit“ war, glaubte man, damit rechnen zu müssen, daß die Franzosen in Süddeutschland einbrechen. Nach dem französischen Kriegsplan, der freilich auf die Neutralität Süddeutschlands rechnete, sollte am 21. Mobilmachungstag die französische Armee vor Stuttgart stehen; und nach einer siegreichen Schlacht bei Stuttgart wollten sich die Franzosen in Bayern mit den Oesterreichern und Italienern vereinigen. Italien, das 1866 nur durch die preußischen Siege Venetien erlangt hatte, war mit gewohnter Treue bereit, um den Preis von Rom jetzt den Franzosen zu helfen. Aber es ging, Gott Lob!, alles anders. Durch die Schlacht von Wörth wurde den Oesterreichern und Italienern das Mittum verleidet und wir in Süddeutschland von der Besorgnis, die Franzosen möchten ins Land kommen, befreit. Die Untertürkheimer waren meist beim siebten Regiment und beim zweiten Jägerbataillon, einer auch bei der Reiterei. Die vom 48er Jahrgang, die sich „freigespielt“ hatten, wurden eingezogen und kamen im Februar noch ins Feld. Der 49er Jahrgang wurde auch noch eingezogen, kam aber nicht mehr hinaus. Im ganzen waren es 48 Ausmarschierthe, von denen Gottlieb Hahn an seiner Verwundung, Jakob Gugeler an Krankheit gestorben ist. Welcher Unterschied im Vergleich zum Weltkrieg! Eine besondere Verpflegung der Durchfahrenden brauchte es nicht. Aber als die in Ulm ausgebildeten Ersatztruppen hier durchfuhren, stieg ein Vater mit einem Korb voll Fastnachtsküchlein ein, und bis Stuttgart war der Korb geleert. Nach dem Friedensschluß kamen die Württemberger sechs Wochen nach Reims ins Quartier und stellten sich so gut mit ihren Quartierleuten, daß die gerne etwas gezahlt hätten, wenn sie die „Mützenpreußen“, wie man die Württemberger hieß, hätten behalten dürfen. Uebrigens bekam die Reiterei noch vor der Verurlaubung Fiselhauben. Zigarren, wie man sie den Ausmarschierthe zuschickte, müssen in Reims rar gewesen sein, wenigstens schrieb einer, um ein paar Zigarren könne man die Franzosen um die Finger wickeln. Auch hier mag man einen Vergleich ziehen zwischen der deutschen Besatzung in Frankreich und der französischen in Deutschland nach dem Weltkrieg.

Im Anfang des Krieges wurde ein allgemeiner Buß- und Betttag gefeiert und vom Pfarrgemeinderat beschlossen, daß wöchentlich zweimal am Mittwoch und Freitag um 6 Uhr Kriegsbetstunde gehalten werden solle. Pfarrer Staudenmaier hat diese Kriegsbetstunden, bei denen ja nicht Gesallenenlisten verlesen werden mußten, dadurch noch besonders anziehend gemacht, daß er der Gemeinde Berichte über den Fortgang des Krieges bzw. den Siegeslauf der deutschen Heere erstattete. Für den alsbald gegründeten Sanitätsverein wurde eine Hauskollekte veranstaltet, die 482 fl. ertrug, eine zweite Hauskollekte gegen Ende des Kriegsjahres ergab 401 fl. Das Opfer der Kriegsbetstunden hat im ersten Monat schon 69 fl. ertragen. Im ganzen hat die Gemeinde für den Sanitätsverein etwa 1300 fl. zusammengebracht. An Weihnachten wurden, um den Ausmarschierthe eine Weihnachtsfreude zu bereiten, 61 fl. geopfert. Fünfzehn Frauen von Ausmarschierthe wurden regel-

mäßig unterstützt. Bei Wundarzt Held wurde allerlei Verpflegungsmaterial abgeliefert: Binden, Leintücher, Unterhosen, Bauchbinden, und mit großem Eifer haben Frauen und Mädchen aus alter Leinwand Scharpie gezoft. Mitte August wurde das jetzige Dr. Feldmannsche Haus als Reservelazarett eingerichtet und zu den vom Kriegsministerium gestellten Betten mit Matrazen und Roßhaartkissen noch allerlei Geräte und Bettstücke entlehnt. Zwölf Häuser erklärten sich bereit, Leichtverwundete aufzunehmen. Die ersten Pflinglinge des Spitals, für das die Tochter des Wundarztes Held und andere kochten, waren sieben Württemberger, die aber dann Mitte Oktober von sechs bei Metz verwundeten Preußen abgelöst wurden, die sehr viel durchgemacht hatten. Der Tag von Sedan wurde mit Jubel begrüßt. Nun schien der Friede nahe. Aber die Franzosen erklärten: Kein fußbreit Land und kein Stein von einer Festung!, und so ging der Krieg weiter, die deutschen Heere schlossen Paris ein, und dem Ernst der Lage entsprechend beschloffen die bürgerlichen Kollegien bzw. die Ortspolizeibehörde, am Kirchmarkt im September keine Tanzmusik und keinerlei öffentliche Lustbarkeit zu gestatten, noch ehe der Pfarrgemeinderat darum eingekommen war. Die Belagerung von Paris zog sich durch den harten Winter hin unter schweren Kämpfen mit den Entsatzheeren und den aus Paris Ausfallenden, die bei Champigny und Villiers von unseren Württembergern in blutigem Kampf zurückgeschlagen wurden. Anfang Januar drohte ein Einfall der Franzosen über Belfort. Als es einem beim Ausbleiben von Nachrichten unheimlich wurde, erklärte meine 88jährige Großmutter (sie ist dann 100 geworden), wenn die Franzosen kommen, dann ziehe sie auch mit gegen die Feinde. Als in dieser Zeit der 49er Jahrgang einberufen wurde, faßte der Pfarrgemeinderat auch wieder Beschlüsse „in bezug auf den Rekrutenunfug“. Bei der Rekrutenversammlung auf dem Rathaus sollte der Pfarrer eine Ansprache halten, und am zweiten Tag der Rekrutierung, es war der 17. Januar, solle „kein Geschrei und kein Unfug mehr auf Straßen und in Häusern geduldet werden“. Es war früher bei den nächtlichen Rekrutenumzügen allerlei vorgekommen: daß sie dem Türken am Kohrbrunnen einen Butten aufsetzten, einem Bürger das Hoftor aushängten, anderen Kränenbüschel vor die Haustüre beigten, und noch schlimmere Streiche, an denen sich dann auch wohl Schlingel, die nicht Rekruten waren, beteiligten. Ende Januar mußte Paris, das sich wacker gegen die Belagerer gewehrt und vier Monate lang Entbehrung und Hunger auf sich genommen hatte, kapitulieren, und einen Monat später kam der Friede zustande. Es war ein wunderschöner sonniger Frühlingstag, der 2. März 1871, als überall die Glocken zusammenläuteten und das Ende des blutigen Krieges allem Volk verkündigten. Bei der kirchlichen Friedensfeier wurde vom Rathaus aus ein Festzug veranstaltet, an dem die gesamte Schuljugend teilnahm. Die Gefebfreundigkeit der Untertürkheimer hat sich dann auch wieder erweisen können, als für die notheidenden neugewonnenen Brüder in Elsaß-Lothringen gesammelt wurde: Lebensmittel, namentlich Kartoffeln und Geld. Die Kirche von Fröschweiler ist wesentlich aus Gaben der Liebe wieder aufgebaut worden.

An der glanzvollen Illumination der Hauptstadt zur Sieges- und Friedensfeier war Untertürkheim nicht beteiligt, nur die Schaulustigen seiner Bürger, ebenso an dem feierlichen und festlichen Einzug der Truppen am Peter und Paul-Tag. Bei der Illumination sah man das erste elektrische Licht, einen Scheinwerfer, der vom Wilhelmsbau (damals Legionskaserne) die Königstraße hinunter und vom Theater (jetzt Goldener Hirsch) herausleuchtete. Es stand aber noch bis Mitte

der 70er Jahre an, da wurden die elektrischen Birnen mit großen Kosten (Stück 5 Mark) von Amerika eingeführt und feuergefährliche Betriebe, z. B. Kunstmühlen, damit ausgestattet. Während wir Feste feierten, tobte in Paris der Kampf der Kommune, deren Greuel nach ihrer Niederlage mit unsäglichlicher Grausamkeit und Brutalität vergolten wurden. Wie wenig man bei uns Verständnis für diesen Kampf des Proletariats hatte, bewies der Reichstag, der mit anhaltendem schallenden Gelächter die Aeußerung Bebels beantwortete: „Das ganze Proletariat, was Gefühl für Freiheit und Selbständigkeit hat, sieht auf Paris. Es ist nur ein Vorpostengefecht.“ Dagegen hat Stadtschultheiß Rupp von Cannstatt, um der Feier der silbernen Hochzeit des Königspaars „höhere Weihe zu geben“, seine Mitbürger aufgefodert, ihre Häuser nicht nur zu beslaggen, sondern auch zu bekränzen. In Untertürkheim hat man sich damit begnügt, nach Anordnung des Konsistoriums zur Feier des Festes für Einrichtung eines zweiten Hauses der Barmherzigkeit ein Opfer zu veranstalten.

Im Herbst 1871 wurde vom Stiftungsrat und Bürgerausschuß die Einrichtung der Kirchenheizung beschloffen. Die Kosten sollten aber durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden. Es wurde nun die Bürgerschaft zur Zeichnung von Beiträgen aufgefodert, mit so günstigem Erfolg, daß die Heizung der Kirche noch während des Winters 1871/72 eingerichtet werden konnte.

Während in den 60er Jahren die Bautätigkeit sehr gering gewesen war, hatte mit dem Ende derselben ein Umschwung eingesetzt, der durch den Krieg kaum gestört wurde. Damit hing ein Wachstum der Gemeinde und dementsprechend der Schülerzahl zusammen. Im Jahr 1872 wurden nur 33 Kinder aus der Schule entlassen, während fast die doppelte Zahl eintraten. Nach der vom Lehrerkonvent beschloffenen Organisation sollten in Klasse IV 94 Mädchen in Klasse III 90 Knaben, in den zwei unteren Klassen je 125 Kinder unterrichtet werden mit Abteilungsunterricht. Die Besoldung der Lehrer wurde durch Beschluß der Kollegien gemäß der neuesten Schulgesetznovelle auf 575 fl. mit 100 fl. Alterszulage, 550 und 500 mit je 70 fl. Alterszulage erhöht. Aber auch eine höhere Schule sollte hier eingerichtet werden. Ein Dr. Wegener, der schon in London als Lehrer gewirkt hatte, gründete eine „höhere Realschule“ mit Unterricht in Latein, Englisch, Französisch, Literatur und Geschichte, und beabsichtigte auch Kostschüler aufzunehmen. Bis Ende September war die Zahl seiner Schüler und Schülerinnen von 8 auf 26 gestiegen, und die Ortsschulbehörde erklärte sich bereit, dieser Anstalt durch Ueberlassung von verfügbaren Schulräumen aufzuhelfen, da sie einem Bedürfnis entsprach. Während es sonst vorwärts ging im Schulwesen, blieb die Industrieschule das Schmerzenskind; und Ende September 1872 heißt es im Ortsschulratsprotokoll: Da die hiesige Industrieschule trotz allem, was die Gemeinde dafür tut, immer weniger besucht wird, weil hier ohnehin mehr als genug Gelegenheit geboten ist, alle weiblichen Arbeiten zu erlernen, und die Kosten der Unterhaltung derselben ganz unverhältnismäßig groß sind, so beschließt die Ortsschulbehörde, die Industrieschule für die Monate Oktober, November, Dezember aufzuheben, vom 1. Januar 1873 an aber Mittwoch- und Samstagnachmittags bis auf weiteres zu halten. Es wurde vor allem für die ärmeren Mädchen eine Lehrerin angestellt, die die allernötigsten weiblichen Arbeiten, Stricken, Häkeln und gewöhnliches Nähen, lehren sollte. Die Mädchen konnten den Unterricht schon vom siebten Jahr an besuchen, mußten kein Schulgeld bezahlen, vielmehr erhielten arme Mädchen das Garn umsonst. Was die Kleinkinderschule betrifft, so wurde in der ersten Sitzung des Kirchenkonvents, an

der Pfarrer Staudenmayer teilnahm (8. Juni 1870) festgestellt, daß sie von 120 fünf- und sechsjährigen Kindern besucht werde; und da die Lehrerin die 6jährige auch in den Elementarfächern zu unterrichten habe, sei sie nicht instande, die Arbeit allein zu bewältigen. Es wird ihr deshalb die 14jährige Marie Kurz als Gehilfin beigegeben. Es sollen zugleich die wahren Bedürfnisse der Kleinkinderschule ins Auge gefaßt und der Ortsgeistliche beauftragt werden, den Versuch mit der Gründung eines Frauenvereins für die Kleinkinderschule und deren Förderung zu machen. Daß man der Erkenntnis näher kam, daß die Kinderschule keine Vorschule für die Volksschule, sondern eine Kinderbewahranstalt sein soll, zeigt die Erlaubnis, die später gegeben wurde, schon vierjährige Kinder zu schicken. Im Dezember 1873 hielt es der Pfarrgemeinderat „bei den schwankenden inneren und äußeren Verhältnissen der Kleinkinderschule“ für nötig, die Bildung eines eigenen Komitees zu beantragen, dessen Mitglieder vom Stiftungsrat auch aus den Vätern und Müttern der Gemeinde zu wählen wären. Es hätte die Aufgabe, „die laufenden Geschäfte und die innere Verwaltung dieser Anstalt gemeinschaftlich und durch einzelne Mitglieder zu besorgen“. Von der Kanzel wurden dann am dritten Advent Frauen und Jungfrauen zur Bildung eines Arbeitsvereins für die Zwecke der Kleinkinderschule, dieser „unentbehrlichen und wohlthätigen Anstalt“, aufgefordert. Das Komitee wurde gebildet; aus dem Pfarrgemeinderat wurden Philipp Warth und Friedrich Warth in dasselbe gewählt. Am Sonntag Sexagesimä 1874 wurden alle Frauen und Jungfrauen zu der Versammlung desselben eingeladen. Philipp Warth wurde zum Verwalter der Privatkasse der Kinderschule gewählt, aus der Ausgaben für Schulzwecke geleistet wurden. Im übrigen wurden bei Anstellung einer neuen Lehrerin, Eugenie Bertsch (eine Kleinheppacher Schwester war nicht zu haben), von der Ortsschulbehörde Statuten aufgestellt und das Komitee, das neben der Ortsschulbehörde besteht, als „Privatanstalt“ bezeichnet. Die Lehrerin ist Mitglied und hat sich „in allen Beziehungen an die Weisungen der Ortsschulbehörde zu halten“. Sie hat die Kinder vom dritten bis zum siebten Jahr, bis zum Eintritt in die Volksschule, „ohne Unterschied“ aufzunehmen. An Sprüchen und Versen dürfen nur solche gelehrt werden, die nicht im Spruchbuch kommen. Je nach einer Stunde sind die Kinder an der Leine in getrennten Geschlechtern zum Abtritt zu führen und dabei zu beaufsichtigen. Die freie Viertelstunde darf nicht mit der Volksschule zusammenfallen. Außer bei ganz ungünstiger Witterung sind die Kinder an der Leine auf den Kirchplatz zu führen. Es ist eben überhaupt zu vermeiden, daß der Schulunterricht durch Lärm der Kinderschüler gestört wird. Die Besoldung beträgt 342 fl., 2 Raummeter buchene Scheiter und freie Wohnung im alten Schulhaus. Schon im Januar 1876 stellte der Pfarrgemeinderat die „unerläßliche Notwendigkeit“ der Erwerbung einer eigenen Kleinkinderschule mit Hofraum oder Garten fest, um sie „aus dem Komplex der Volksschule und ihrer Lokale zu entfernen. Die Kosten hofft er damit aufzubringen, daß er in der Gemeinde eine Liste umgehen läßt, auf die alle, die bereit sind, ein Anlehen von 20 oder mehr Mark zu geben, sich einzeichnen. Das Geld soll mit 3½ Prozent verzinst und innerhalb 20 Jahren zurückgezahlt werden; erhoben wird es von da an, da ein Bauplatz gefunden ist, und in dem Maß, in dem der Bau es erfordert. Wieviel Geld zusammengebracht wurde, wissen wir nicht; aber vier Jahre später haften die kleinen Schreibhölzer noch in einem Schulzimmer, das zur Einrichtung einer weiteren (der sechsten) Schulstelle nötig war, und die Gemeindeverwaltung war genötigt, für eine anderweitige Unterbringung der Kleinkinderschule zu sorgen.“

Wie hoch in den ersten Jahren noch die Bogen vaterländischer Begeisterung gingen, zeigt die Begrüßung des deutschen Kronprinzen durch die Untertürkheimer. Er war zur Inspektion der württembergischen Truppen ins Land gekommen und fuhr am 15. August zwischen 9 und 10 Uhr mit König Karl am Ort vorüber „unter Jubel und Hochrufen der auf dem Bahnhof und an der Bahnlinie versammelten Bewohner“. Im Ort brannten der Bahn entlang bengalische Feuer und von der Höhe der Weinberge leuchtete ein weithin sichtbares Freudenfeuer. So wurde denn auch das zuerst viel angefochtene und von den Friedensfreunden immer beanstandete Sedansfest hier schon 1873 „in aufrichtiger und patriotischer Weise“ gefeiert. Nach einer kurzen Schulfeier bewegte sich ein Festzug über die Brücke zur altherwürdigen Linde. Hier wurde unter Beteiligung einer großen Menge von hier und Umgegend ein Festgottesdienst gehalten. Im folgenden Jahr zogen sämtliche Schulklassen und die Gemeindefollegien vom Rathhaus in die Kirche, wo Pfarrer Staudenmayer eine treffliche Predigt hielt. Abends wurde ein „brillantes Feuerwerk“ auf dem Neckar veranstaltet. Bei den Gegnern hieß es: „Wären wir ein kriegerisches, das heißt, barbarisches Volk, so wäre der Tag einer siegreichen Schlacht ein passender Ausgangspunkt für ein Nationalfest. Aber wir zählen zu den humanen Völkern, haben unsere Freude am Frieden. Wir schätzen das nationale Element sehr hoch. Es ist die Form, in der wir unsere Entwicklung, unsere Bildung, unsere Kraft erhalten. Höher aber als die Nationalität steht die Humanität; sie gebietet dem Nationalismus, Maß zu halten, damit weder Nationalhaß noch dessen traurige Folgen aufkommen können.“

Die Nation schwamm im Gold. Wagonweise kamen die 20-Frankenstücke, die Louisdor, über die Grenze. In unglaublicher Kürze hatte die französische Nation die 5 Milliarden Kriegssentschädigung abbezahlt. Schon am 16. September 1873 verließ der letzte deutsche Soldat den französischen Boden, auf dem die Deutschen sich aber in völligem Gegensatz gegen die französische Besatzung nach dem Weltkrieg aufs freundlichste und manchmal mit fast zu großer Rücksichtnahme ausgeführt hatten. Auch hier wurde mit solchem Eifer gebaut, daß im Juli 1872 mehr Mietwohnungen zur Verfügung standen, als begehrt wurden. Die „Gründerzeit“, in der Häuser und Fabriken und Unternehmungen aller Art wie Pilze emporstießen und die Löhne stiegen, daß „die Maurer mit 5-Mark-Scheinen die Zigarren anzündeten“ und hiesige Feldmurer, wenn der Akkord eingehalten worden wäre, 7—8 fl. (Gulden) im Tag verdient hätten (s. Heimatbuch S. 196), dauerte freilich nicht lange. Schon im November 1873 wird der Wunsch laut, es möchte „die jetzige Krisis, die so viel Vermögen verschlingt, mit einer gründlichen Heilung auf längere Zeit endigen. Ganz ohne Verlust wird kein Institut bleiben“. In der Neujahrsbetrachtung 1874 heißt es: Ueber Nacht haben sich die blinkenden Goldstücke in schmutzige Kohlen verwandelt. Die Füllung der Kassen muß wieder aus der eigenen Tasche bestritten werden, da ein so profitabler Krieg zunächst nicht mehr in Aussicht zu nehmen ist.

Der Kulturkampf als eine unmittelbare Folge der Erklärung der Unschlbarkeit des Papstes wurde in Preußen ausgefochten. Das Reich nahm teil mit dem Verbot des Jesuitenordens 1872, dem die Unschlbarkeitserklärung zu verdanken war. Mit den Maigesetzen des Jahres 1873 brach der Kampf in vollem Umfang los. Merkwürdig war dabei, daß das, worum der preussische Staat kämpfte, in Bayern ohne weiteres möglich war. Hier ernannte der König die Bischöfe und schrieb der Staat die Bedingung der Anstellung der Kleriker vor und beaufsichtigte

die Bildungsinstitute. Das beweist, daß es sich nicht um Fragen des christlichen Glaubens und des Heils der Seelen, sondern um die Macht der römischen Kirche gegenüber dem Staat der evangelischen Hohenzollern handelte; und der Erhaltung und Stärkung dieser Macht opferte die Kirche unbedenklich das Seelenheil Unzähliger, die jahrelang Messe und Sakrament entbehren mußten, weil Bischöfe und Priester den „Maigesegen“, die der Papst für ungültig erklärt hatte, Widerstand leisteten und, durch die Polizeigewalt des Staates abgesetzt, an der Ausübung ihres Amtes gehindert wurden. Nun handelte es sich für den schlichten Katholiken um das Seelenheil, das durch die Polizeigewalt geschädigt wurde, und die Macht der Kirche und des Zentrums erfuhr eine ungeheure Steigerung; der preußische Staat aber, und vor allem sein Leiter Bismarck, zog sich einen unauslöschlichen Haß zu. Erst 1887 unter dem „Friedenspapst“ Leo XIII. wurde der Kampf endgültig beigelegt.

Im Januar 1872 hat der Eisgang die Brücke weggerissen, die Hirschwirt Stierlen in den Neckar hinein gebaut hatte, um auf derselben den Kies heraus und direkt auf den Bahnhof zu führen. Ein Hochwasser im August, das allerlei Holzwerk anschwemmte, kostete einem Knaben das Leben, der von einem am Ufer angebundenen Floß aus Holz herausfischen wollte und dabei in den Fluß fiel und ertrank. Am Flußufer lagen oft mehrere Flöße, von denen aus die Untertürkheimer Buben badeten und an denen die Schwimmkundigen entlang schwammen und sich dann rühmten, wie viel Stöbe weit sie geschwommen seien. Im Jahr 1874 hat es in den drei letzten Zunitagen fortgeregnet, daß der Neckar um 9 Fuß stieg und Balken, Stege, Bruchstücke von Badeanstalten und Rachen, Futter und Heugabeln mit sich führte. Hier war glücklicherweise die Heuernte vorüber; aber die 14 Badehäuschen, die bis zum Abend Widerstand geleistet hatten, wurden zuletzt doch noch von ihren Pfosten heruntergerissen. Erst als man daraufkam, die Badehäuschen auf einem Floß zu bauen, waren sie gegen Hochwasser gesichert. In Cannstatt hat man dann die Badehäuschen wieder aufgefischt. In wenigen Tagen war die Badeeinrichtung mit einer viel größeren Anzahl von Kabinetten wiederhergestellt. Denn das Untertürkheimer Bad florirte. Es kam vor, daß Stuttgarter Familien, denen der Stuttgarter Wasserdoktor das kalte Baden verordnet hatte, über die Badezeit sich hier einmieteten.

Das Jahr 1873 war ein rechtes Sterbejahr. 1871 wurde zum erstenmal das Hundert der Toten überschritten (1870—97), 1878 hauste durchs ganze Jahr hindurch die Brechruhr im Ort, dazu als Kriegsnachwehe die Pocken, an denen fünf Gemeindeglieder starben. Im Jahr 1873 aber waren es 119 Tote, davon starben 33, meist Kinder, an Durchfall und Brechruhr, das Scharlachfieber forderte sieben Opfer. Die Zahl der in diesem Jahr gestorbenen Kinder betrug neben 5 Totgeburten 80. Eine furchtbare Todesernte! Allerdings hat die Gemeinde dadurch nicht abgenommen, denn es wurden in demselben Jahr 166 Kinder getauft. Die Zahl der Tausen ging dann herunter, hielt sich aber auf 150 und mehr bis 1877; erst im Jahr 1880 waren es nur 137. Die Zahl der Todesfälle erreichte bis 1880 das Hundert nicht mehr. Dagegen wurde immer wieder der Beweis geliefert, daß die Untertürkheimer recht alt werden können. Mit 95 starb 1880 Christian Friedrich Schönlin, auf 93 brachte es der Rotgerber Joh. Kaspar Stierlen. Zahlreich sind die 80er. Mit 89 starb Joh. Christof Gatzmann und Katharine Schwarz geborene Schöpfer, mit 88 Moriz Friedrich Steinlen und Rosine Katharine Paule geb.

Rizelen, mit 87 Joh. Moriz Klotz. Die ledige Nähterin Christine Magdalene Säberlen wurde 86, Eva Rosine Munk geb. Munk 85 und Juliane Margarete Ludmann geb. Diener 84. Während Conrad Friedrich Zwicker der einzige 83jährige ist, sind es der 82er eine ganze Anzahl: Rosine Elisabeth Warth geb. Hüschen, Philipp Friedrich Warth, Johannes Gatzmann, Heinrich Ludwig Rizelen, Wilhelm Christoph Kayser und die Kameralverwalters-Witwe Friederike Ernstine Daur geb. Grundler. Um ein Jahr die 80 überschritten haben Johannes Schmauf, Georg Friedrich Wünsch und Margarete Magdalene Kefer geb. Zwicker; erreicht: Johannes Diener, Johannes Hammer und Johannes Gatzmann. Von den 70ern mag gelten, was eine Waise, die die 80 überschritten hatte, zu mir sagte: Weißt, mit 70 habe ich ans Altwerden noch gar nicht gedacht.

In der Kapelle auf dem Rotenberg stand ein Modell der Petersburger Isaakskathedrale mit ihrer Kuppel in Gold. An Pfingsten durfte alles in die mit Birken geschmückte Kapelle, ein Quartett sang und nach dem Gottesdienst brachte ein Priester eine Platte mit Sträußen, die er unter das Volk austeilte. Das russische rospodin (Herr) wurde von den Buben freilich mit rosbolli wiedergegeben. Schlimmer war, daß wohl einem der Festteilnehmer die goldene Kirche in die Augen stach. Im März 1874 wurde ein frecher Einbruch ausgeführt, das Schloß der Kapellentüre mit Pulver gesprengt und die goldene Isaakskirche geraubt. Ihr Wert wurde auf 60 000 fl. geschätzt. Im Oktober dieses Jahres feierte der junge Kriegerverein seine Fahnenweihe und damit das junge Reich und Deutschlands Einheit, „die Hoffnung unserer Väter, das Morgenrot unserer Jugend, die Sonne, die unserem Lebensweg leuchtet“. Im Schulwesen ging es in diesem Jahr einen Schritt vorwärts, sofern für das neue Schuljahr die Errichtung einer vierten ständigen Lehrstelle beschlossen wurde mit 150 fl. Mietzinsentschädigung. Etwas ganz Unerhörtes war, daß eine Ortschulratswahl wirklich zustandekam. Bei der Wahl am 30. November 1874 hatten von 257 Wahlberechtigten statt des Mindestmaßes von einem Drittel oder 85 nur 5 abgestimmt. Nun wurde aber die Wahl wegen Nichteinhalten des gesetzlichen Termines angefochten und eine zweite Wahl auf den 14. Dezember angelegt. Diesmal gaben 69 ihre Stimme ab. Das war aber immer noch nicht das gesetzliche Drittel; so wurde auf allgemeinen Wunsch eine Verlängerung der Wahl im Interesse der Schulgemeinde beschlossen, und als nun am 15. Dezember weitere 32 abstimmten, war mit 101 Stimmen eine gültige Wahl zustandegebracht. Die Gewählten waren: Weingärtner Gottlieb Rühle, Holzhändler und Gemeinderat Wilhelm Stierlen, und als Ersatzmänner: Friedrich Strauß, Friedrich Fried und David Reiß, Bäcker. Gottlieb Rühle wurde dann, weil der bisherige Kassier in gerichtlicher Untersuchung war, als provisorischer Schulfondrechner aufgestellt. Um dem Besuch der Sonntagschule aufzuhelfen, wurde von der Kanzel die Gemeinde daran erinnert, daß unerlaubte Versäumnisse mit 1 Mark gestraft werden, das Pfllichtigkeitsalter aber auf das 16. Jahr herabgesetzt wird. Außerdem sollte vom 1. September 1875 ab von Schulmeister Bühler alle 14 Tage an einem Werktag eine Privatstunde gegeben werden für solche, die am Sonntag die Sonntagschule nicht besuchen können. An Stelle des wegen seines schweren Leidens ausgeschiedenen Stiftungspflegers Friedrich Paule wurde vom Stiftungsrat Christian Warth gewählt mit 120 Mark Gehalt. Nach Einführung der Markwährung wurden die Gebühren in dem neuen Geld festgesetzt. Für das Katechismusprechen sollten die Kinder 40 Pfennig bekommen, bei einer Beerdigung der Lehrer 1 Mark 60 Pfg., 20 Sänger und 10 Läufer je 10 Pfennig, der Mesner

bei einer Leichenpredigt 80 Pfennig, bei einer Grabrede 40, ebenso der Pfarrer 4 Mark und 2½ Mark und für eine Taufe 1 Mark.

Das Jahr 1875 brachte wieder einmal einen guten Herbst; der Ertrag wurde auf 13 000 Hektoliter geschätzt. 1873 waren die Höhenlagen erfroren und das niedere Feld gut geblieben. 1874 ging es umgekehrt und es gab einen Glücks Herbst, bei dem der eine 2000, der andere nur 100 fl. einnahm. Der Wein wurde so teuer, daß sogar für Rammwein 160 fl. für den Eimer gezahlt wurden; aber die Bürger hatten nur 1300 Eimer zu verkaufen. „Wie schrecklich“, hieß es im Merkur, „müssen die letzten fünf weinarmen Jahre auf einem ehrlichen Weintrinker gelastet haben.“ 1875 begann der Herbst erst am 18. Oktober. In der Hofkammer wurden die Trollinger erst bis 9. November und der Riesling noch später gelesen, das Gewicht war 98 Grad, also gute Qualität; und in den Keltern wurden statt der Kelterbäume Schnellpressen aufgestellt. (Der am Ende des fünf Meter langen eichenen Balkens [des „Baumes“] liegende Stein hieß der Deifenter.) Wie teuer in den weinarmen Jahren der Wein geworden war, ist daran zu sehen, daß 1869 von Untertürkheimern in drei Tagen vier Eimer, der Schoppen zu 8 Kreuzer, ausgesetzt wurde, 1874 dagegen zu 15 Kreuzer. Als Merkwürdigkeit das Heiratsgeuch eines poetischen Untertürkheimers in der Zeitung am Schluß: Ist auch mein Vers nicht kunstgerecht, kann ich vielleicht doch dadurch finden ein braves Mädchen, das mir recht, als Chamaun mich mit ihr zu binden.

Merkwürdige Bewahrungen sind aus dem Jahr 1876 zu erzählen. Da hat ein fünfjähriges Bublein, das allein daheim war, sich mit einem Löffel am Fenster zu schaffen gemacht. Der innere Flügel war offen, aber das Vorfenster sollte auch auf. Deffnen konnte er es nicht, aber mit der Kraft und dem Nachdruck des Buben gelang es ihm, mit seinem Löffel die Scheibe hinauszuschlagen. Aber dabei verlor er das Gleichgewicht und fiel vom zweiten Stock hinunter auf den Deckel einer Weinbütte, wohl mit Troß gefüllt, und von da kollerte er auf die Straße gerade zu den Füßen des vorbeigehenden Amtsdieners. Der hob ihn auf — und siehe da!, der kleine Held konnte auf seine Füße stehen und zeigte auch sonst keine Beschädigung, sondern zottelte gemüthlich wieder die Stege hinauf. Und als die Mutter heimkam, erzählte er ihr: Die Engelein haben ihn vom Fenster aus auf die Straße getragen. Das geschah Anfang Februar. Mitte März ging der Neckar hoch. Da gingen nachts 11 Uhr drei junge Burschen über die Brücke, und einer von ihnen mußte trotz der Nacht und trotz „der tobenden Flut des gewaltigen Neckars“ seine Balanzierkunst auf dem Brückengeländer erproben. Aber er verlor das Gleichgewicht und fiel nicht auf die Straßen-, sondern auf die Flußseite, und schreckensbleich sahen die Kameraden ihm nach. Zunächst sahen sie noch den dunklen Fleck des Ueberziehers auf den Wellen schwimmen, dann verschwand er und jammernd liefen sie am Ufer hin. Da auf einmal kam der ins Wasser Gefallene, vermeintlich Ertrunkene, triefend und vor Kälte schnatternd, aber sonst lustig und fidel, ihnen entgegen. Die Gewalt des Stromes hatte ihn am Keeserschen Badeplatz ans Ufer geworfen und so wurde er gerettet. Anders ging es bei dem Weingärtner und Brunnenmacher Karl Haug, einem braven, fleißigen Mann, Vater von fünf Kindern. Er wollte am Morgen des 8. August mit einigen Kameraden sich für die Tagesarbeit mit einem Neckarbad erfrischen; aber unversehens verlor er den Boden unter den Füßen, und weil er nicht schwimmen konnte, sank er unter. Seine Kameraden sahen in verschwinden, weil sie aber auch nicht schwimmen konnten, so waren sie nicht in stande, ihm Hilfe zu bringen, und er ertrank.

Am 18. März 1876 war der Dichter Ferdinand Freiligrath gestorben. Er war 1867 aus der Verbannung in England, in der er als alter „Achtundvierziger“ gelebt hatte, nach Cannstatt übergesiedelt. „Unter den Bäumen im Hirschgarten konnte man ihn manchmal im goldenen Abendsonnenschein sitzen sehen, das Gesicht von grauem Haar und Bart fast löwenähnlich umrahmt. Mancher Weingärtner küßte mit besonderer Verehrung die Mütze vor dem Mann, der so bescheiden und anspruchslos seiner Wege ging.“ Nun wurde am 28. Mai unter Leitung von Oberlehrer Fladt, „der sich schon große Verdienste um die Hebung des Gesangs erworben hatte“, eine Gedächtnisfeier im Hirsch gehalten, bei der der Gesangverein Germania den musikalischen Teil übernahm und der hier wohnende Professor Julius Kläiber die Festrede hielt. Ein Gymnasiast und ein (heute noch lebender) Weingärtnersohn deklamierten, letzterer den Löwenritt und Die Trompete von Gravelotte. Der ebenfalls hier wohnende, durch seine Vorträge bekannte sozialistische Freidenker Dr. Dull und der Dichter Walesrode, ein Freund Freiligraths, sprachen auch noch. Es waren Gäste von Stuttgart und Cannstatt und den umliegenden Orten gekommen; aber den Kern der Festgemeinde bildeten die singenden und hörenden Untertürkheimer Weingärtner. „Ihr, an schwere Arbeit gewöhnt, habt euch einen offenen Sinn und ein frisches Herz bewahrt für jenen himmlischen Abglanz, den die Dichtung in den einförmigen Ernst des Lebens zaubert.“

Mit dem Jahr 1876 trat die Zivilehe in Kraft, der auch der alte Kaiser nur mit Seufzen zugestimmt hatte; und die in kirchlichen Kreisen mit großer Sorge begrüßt wurde; und doch war sie und die Einführung der Standesämter eigentlich ein Akt der Befreiung. Das evangelische Christentum erträgt nichts weniger als den Zwang. Nun war niemand mehr gezwungen, sich trauen und sein Kind taufen zu lassen. Wohl war in den ersten Jahren namentlich in den großen Städten, vor allem Berlin, die Zahl der ungetrauten Ehen und auch der ungetauften Kinder erschreckend groß; aber die kirchliche Sitte der Trauung und vor allem der Taufe der Kinder hat sich durchgesetzt. Und wenn es auch tief betrübend ist, daß immer noch viel zu viele das Bedürfnis nicht haben, ihren Ehestand mit der öffentlichen Bitte um Gottes Segen zu beginnen, so kann ein Christ doch niemals wünschen, daß der Andersdenkende dazu staatlich gezwungen würde. Das Jahr 1876 brachte auch eine innere Erneuerung des Kirchengebäudes, namentlich wurden die Bänke neu gestrichen. Zur Deckung der Kosten von 1322 Mark wurde der Heiligenpfleger Christian Warth ermächtigt, 600 Mark aufzunehmen.

Im September 1875 wurde auf der Diözesansynode über das Bedürfnis einer besseren Versorgung der Kranken namentlich in Orten mit Fabrikbevölkerung verhandelt. Die Zentralleitung hatte vorgeschlagen, in jeder Gemeinde eine geeignete Person in Heilbronn für die Krankenpflege auszubilden zu lassen. Weil das aber jedenfalls längere Zeit erforderte, wurde vorgeschlagen, in Cannstatt eine weitere Diaconissin anzustellen, die ausschließlich in den Bezirksgemeinden Krankenpflegedienste zu leisten hätte. Die Pfarrgemeinderäte sollten nun das Nötige vorbereiten, auch eine Familie ausfindig machen, in der die Diaconissin, wenn sie im Ort pflegt, Kost und Wohnung findet. Anfang Oktober beschloß dann auch der Pfarrgemeinderat, auf die gegebene Anregung einzugehen und einen jährlichen Beitrag von 50 Mark in Aussicht zu stellen. Das Christfestopfer wurde dann alsbald für die „Landdiaconissin“ bestimmt, und Philipp Warth erklärte sich bereit, sie zu beherbergen. Die Anstellung einer Ortsdiaconissin sollte freilich der Pfarrgemeinderat nicht mehr erleben; er hatte ja keine Geldmittel außer Opfern und Sammlungen. So

wurde von dem neuen Pfarrer (Schmidt) in der ersten Pfarrgemeinderatsitzung die Ortsdiakonissin als ein „lokales Bedürfnis, vorderhand aber finanziell unausführbares Projekt“ bezeichnet. Er gab sich dann alle Mühe, durch Zeichnung von Beiträgen die Mittel aufzubringen. Als aber 197 Mark gezeichnet waren, mußte er mit Rücksicht „auf die schlimmen Herbstausichten“ sich damit begnügen, durch Weiterzahlung der 50 Mark das Recht auf eine Diakonissin zu wahren, und eine im Dezember abgehaltene Bürgerversammlung erklärte sich „prinzipiell“ gegen die Ortsdiakonissin. Man kann sich denken, mit welcher sittlichen Entrüstung diese höchst überflüssige und sehr kostspielige Neuerung, ohne die man bisher auch ausgekommen ist, verworfen wurde.

Für die erledigte Stelle einer Industrielehrerin meldet sich im Herbst 1876 eine in Reutlingen ausgebildete Frauenarbeitslehrerin Mäulen, die den Plan hatte, neben der Strickschule auf eigene Rechnung und Risiko eine Frauenarbeitschule nach dem Muster von Reutlingen zu gründen. Da die Strickschule ein „unerlässliches Bedürfnis ist und ebenso eine Schulung der älteren Töchter nach dem neuen System sehr wünschenswert“, so beschließt die Ortschulbehörde, die Strickschule Frä. Emilie Mäulen zu übertragen und die beabsichtigte Gründung einer Frauenarbeitschule nach dem Reutlinger System willkommen zu heißen. Martini 1876 begann der Unterricht und im Februar 1877 war der Zudrang zu der Strickschule so groß, daß die Lehrerin mit ihren 50 Schülerinnen nach der Reutlinger Methode unmöglich fertig werden konnte. So wurde ihr die Kleinkinderlehrerin Eugenie Bertsch als Hilfslehrerin beigegeben. Für den Unterricht an zwei Wochentagen wurde ihr eine Belohnung von monatlich 12 Mark garantiert, zunächst aufzubringen durch ein Schulgeld von monatlich 30 Pfennig. Die Hilfslehrerin erhält monatlich 8 Mark. Wenn die Zahl der Schülerinnen mindestens 20 beträgt, soll der Unterricht auch im Sommer fortgesetzt werden.

In den ersten Tagen des Jahres 1877 starb die einzige Tochter der verewigten Königin Katharine, Prinzess Marie, und die Untertürkheimer sahen einen feierlichen Leichenzug, geleitet vom Ludwigsburger Reiterregiment, sich durch den Ort dem Rotenberg zu bewegen. Die Prinzessin wurde in der Gruft der Kapelle neben ihren Eltern beigelegt. Im Februar verlobte sich der voraussichtliche Thronfolger Prinz Wilhelm in Wroffen mit Prinzess Marie von Waldeck. Nach der Verheiratung ließ sich das Paar in Ludwigsburg nieder, wo sie in bürgerlicher Einfachheit in der Marienwahl ein überaus glückliches Stilleben führten. Zu der noch 1877 geborenen Tochter Pauline kam 1880 ein Sohn Ulrich, in dem das württembergische Volk den zukünftigen Thronfolger begrüßte. Aber das Knäblein starb im ersten Jahr seines Lebens und 1882 folgte ihm die Mutter nach. Alle, die die holdselige und edle Frau, die freilich sozuzagen im Verborgenen gelebt und wohlgetan hatte, kannten, teilten den tiefen Schmerz des Gatten. Im August 1877 wurde in Tübingen ein Freudenfest gefeiert. Handelte es sich doch um das 400jährige Jubiläum der von Eberhard im Bart gegründeten Landesuniversität, der alma mater, der segenspendenden Mutter, die durch die Jahrhunderte hin ihre Söhne, von ihr erzogen, gebildet und ausgestattet, ins Land hinausführt. Auf den Festjubiläum in Tübingen folgte dann freilich Ende September ein allgemeines Wehklagen in allen Weinbau-gegenenden des Landes. Völl, wie im Jahr 1868, hingen die Weinstöcke, und die Weingärtner hatten Ursache, für Fässer zu sorgen, wenn der zu erfassende überreiche Segen nicht gleich ganz verkauft werden konnte. Da geschah ein unerhörter Kälteeinbruch. Schon am 19. September gab es einen Reif, am 26. aber mehr als

einen und am 27., dem Volksfesttag, mehr als zwei Grad Kälte; erst am 3. Oktober war die Temperatur wieder auf nicht ganz 4 Grad Wärme gestiegen. Die Wirkung in den Weinbergen war verheerend. Die Herbstanzeige am 17. Oktober suchte möglichst zu mildern: „Die Fröste haben die minder reifen Trauben beschädigt, sie wurden zu einem Hanstrunk vorgelesen. Bei sorgfältiger Lesse, auf welche hier sehr gesehen wird, wird die Qualität eine mittelgute werden.“ Dabei wurde gemahnt zu „baldigem Einkauf bei der warmen Witterung“ (die scheint's inzwischen eingetreten war), „damit der Most nicht zu lange steht“. Der „Kosmann“ (siehe Heimatbuch S. 197) wird kaum viele Käufer gefunden haben, und der letzte Ausweg war das Verschnapsen. Im Jahr 1878 blieben die Weinberge von Frost und Hagel verschont, der Ertrag wurde auf 3600 Hektoliter, 5½ pro Morgen, geschätzt und 110—180 Mark je nach Lage für den Eimer gelöst. Der Säuregehalt war 11‰, 1874 9, aber 1877 16. 1879 wurde der Ertrag auf 3500 Hektoliter geschätzt, „die sorgfältigste Lesse dringend empfohlen“ und so eine „ziemlich gute Qualität“ erzielt und der Eimer um 90—120 Mark verkauft. Aber im allgemeinen „ein Weinmizwachs in seltenem Grad und Umfang“.

Pfarrer Staudenmayer traf bei seinem Amtsantritt eine kleine Baptistengemeinde hier an, die aber 1871 nur noch 10—12 Köpfe zählte. Der Führer derselben war gestorben, und seine Kinder hielten sich zur Kirche, auch die andern besuchten beinahe alle die Kirche fleißig, ließen ihre Kinder taufen und konfirmieren. Als nun einem von ihnen, Joh. Hammer, seine seit Jahren kranke Tochter starb, bestellte er einen Baptistenprediger zur Beerdigung, begehrte aber gleichwohl kirchlichen Gesang und Geläute. Staudenmayer glaubte dieses Begehren ablehnen zu müssen, um nicht als einer zu erscheinen, „der die kirchliche Unordnung und das Sektenwesen begünstigt“, und legte die Sache dem Pfarrgemeinderat vor, dessen Aufgabe sei, die kirchliche Ordnung zu wahren. Dieser aber erklärte sich einstimmig für Verwilligung von Kirchengeläut und -gesang, da es sich um einen hiesigen Bürger handle und die Verweigerung in der Gemeinde mehr Anstoß erregen würde als die Zusage, zumal Hammer und seine Frau die Kirche besuchen und das verstorbene Mädchen nur gezwungen den Wiedertäufern angehöre und namentlich auch die Konfirmation verlangt habe. Im folgenden Jahr handelte es sich um die Beerdigung eines vor kurzem von auswärtig zugezogenen Baptisten. Doch beschloß auch hier der Pfarrgemeinderat, den Gesang der Lehrer und Schulkinder zu gestatten, nachdem der Stiftungsrat das Geläute bewilligt hatte. Die Beteiligung eines hiesigen Gesangvereins hatte der Pfarrer als eine große kirchliche Unschicklichkeit erklärt, da sie sonst „nur als besondere Ehrenerweigung stattfinden“. Der Pfarrgemeinderat beschloß, es dem kirchlichen Gefühl des Gesangvereins anheimzugeben. Hat es sich bei dieser Sache doch mehr um Wahrung kirchlicher Ordnung gehandelt und nicht um Gefährdung des religiösen und sittlichen Zustandes der Gemeinde, so hat der Pfarrer darüber zu klagen, daß nicht bloß die Trunksucht als Krebschaden der Gemeinde viele sonst blühende Ehen zerrütete, sondern die Gemeinde ist auch nicht von „dem allgemein herrschenden Zeitgeist mit seiner Verwilderung und Zuchtlosigkeit verschont geblieben“ als Folge des „falschen Liberalismus in Gesetzgebung und Gesetzeshandhabung“, während im übrigen die Bevölkerung „arbeitsam und rührig“ ist und ihre „christliche Wohltätigkeit“ sich immer wieder bewährt. Während aber im ganzen die Gemeinde kirchlich sehr konservativ ist, übt der freireligiöse Sozialdemokrat und Agitator Dr. Dull den schlimmsten Einfluß. Er hat einige Anhänger unter der gebildeten Klasse gefunden. „Er agi-

tiert direkt gegen das Christentum und sucht schon die Jugend zum Unglauben zu verführen."

Eine Freude war es für den alten Pfarrer, der im September 1878 sein 70. Lebensjahr zurücklegte, daß aus der Gemeinde auch Missionare hervorgingen, und gerne gab er dem Missionar Warth, der für Süd-Mahratta bestimmt war, die Erlaubnis, am 25. August sich mit einer Predigt von seiner Heimatgemeinde zu verabschieden. Als dann am 21. September 1879 Missionar Huppenbauer mit Veranstaltung eines kleinen Missionsfestes nach Afrika verabschiedet wurde, war Staudenmayer durch Pfarrverweser Stolz ersetzt. Der leidende alte Herr hatte schon im Sommer 1878 eine vierwöchige Brunnenkur in Baden-Baden machen müssen und hatte im Pfarrbericht von 1879 als Letztes die „dringende Bitte um seine Pensionierung“ vorgebracht, die dann im Sommer 1879 auch erfüllt wurde. Seine Gesundheit hatte besonders durch die auf offenem Friedhof zu haltenden Grabreden gelitten, aber die Last der Arbeit war ihm auch zu schwer geworden, wenn es vorkam, daß er an einem Tag zwei bis drei Hochzeitpredigten zu halten hatte. Im Lauf seiner Amtszeit waren in der Umgebung des Pfarrhauses allerlei Veränderungen vorgenommen worden. Die Pfarrscheuer wurde abgebrochen und der Pfarrgarten um diesen Platz erweitert, auf das Niveau der Eisenbahn aufgefüllt, frisch angelegt und umzäunt. Ebenso wurde die Terrasse frisch angelegt und mit einem eisernen Zaun besetzt, auch die Kirchenstafel verbreitert, der Weg zur Kirche neu hergestellt und endlich „dem letzten und größten Desiderium abgeholfen“ und eine neue Orgel bei Schäfer in Heilbronn bestellt.

Zur gleichen Zeit ist auch Schultheiß Mäulen von seinem Amt zurückgetreten infolge Alters und Kränklichkeit. 44 Jahre lang war er Ortsvorsteher gewesen und davon 33 Jahre hier. Unter oft recht schwierigen Verhältnissen hat er sein Amt hier verwaltet und besonders in den 50er Jahren sich der Notleidenden väterlich angenommen. Er hat ein eigenes Haus und bleibt hier. Die Gemeinde hat ihm in Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste einen Ruhegehalt von 1200 Mark und eine Extragratifikation ausgesetzt. Seine Tätigkeit hat sich aber nicht auf den Ort beschränkt, denn er ist dreimal als Vertreter des Bezirks in den Landtag gewählt worden. Am 27. August wurde dann die Wahl eines Nachfolgers vorgenommen. Von 19 Bewerbern stellten sich vier im Hirsch der Wählerschaft vor. 353 von 451 Wahlberechtigten stimmten für Eduard Fiechtner, Schultheiß in Fichtenberg. Da er somit mehr als zwei Drittel der Stimmen auf sich vereinigte, war die Bestätigung gegeben und eine schöne Einigkeit der Gemeinde durch die Wahl kundgetan. Am 1. Oktober sollte der alte dem neuen das Amt übergeben. So wurde im Hirschsaal der Einsatz Fiechtners durch den Regierungsrat mit der offiziellen Verabschiedung Mäulens verbunden, und der Gesangverein Germania sang: „'s ist nun so einmal im Leben, einer kommt und einer geht.“ (Als im Jahr 1930 die Fahne der Germania dem Liederkrantz übergeben wurde, ist dieses Lied als alte Erinnerung wieder eingeübt und gesungen worden.) Gemeindepfleger Jakob Warth „brachte ein Hoch aus in Anerkennung der vielen Verdienste des Scheidenden und überreichte ihm im Namen der Kollegien ein wertvolles Angebinde. Zugleich hieß er aber auch den neuen Ortsvorsteher mit einem herzlichen Hoch willkommen, worauf beide, Mäulen in tiefer Rührung, Fiechtner in entsprechender Rede, dankten“. Zum Schluß der Feier erfreute die Feuerwehr die Versammelten durch eine gut gelungene Übung. Durch Fiechtner ist aus dem Weingärtnerort eine Industriestadt geworden, deren Eingemeindung Stuttgart begehrenswert erschien. Mit

großer Kraft und Klugheit hat er in weitsichtigem und folgerichtigem Handeln sein Ziel erreicht und in uneigennütziger Weise das, was er als das Wohl der Gemeinde erkannt, erstrebt.

Bald nach der Einsetzung des neuen Schultheißen fand die Investitur des neuen Pfarrers Dr. Adolf Schmidt statt, nachdem im August Staudenmayer die ersehnte Zuruhesetzung erlangt hatte. Der neue Pfarrer, 57 Jahre alt, war im Gehen behindert und die sogenannten Bürogeschäfte lagen ihm nicht, aber seine Predigten und seine Seelsorge haben reiche Segensspuren hinterlassen. Er hat gleich in der ersten Sitzung des Pfarrgemeinderats den Vorschlag gemacht, die Gemeinde in Bezirke zu teilen und jedem Mitglied einen zu besonderer Fürsorge anzuvertrauen. Doch fanden die Herren das nicht für nötig. Dagegen begrüßten sie mit Freuden die Anregung der Konstituierung eines Jünglingsvereins und waren bereit, abwechselnd an den Zusammenkünften Sonntag abend von 5—8 Uhr in einem Schullokal teilzunehmen. Ebenso war ihm die Einführung einer Ortsdiakonissin ein Anliegen, das freilich noch lange nicht befriedigt werden sollte. Er führte die Winterbibelstunde ein. Zur Verschönerung der Terrasse und der Umgebung der Kirche stiftete er 10 Fichten und 6 Birken, die er am Stadtpfarrhaus in Dietigheim gepflanzt hatte. Die stattliche Birke auf der Terrasse erinnert heute noch an diese Stiftung, während die andern Bäume, wie es so geht, unter dem Nachfolger wieder entfernt und durch anderes ersetzt wurden. Der Winter 1879 auf 80 trat frühe ein und „der Frost war von solcher Dauer, daß die Kälte zum Landesunglück wurde“. In den letzten Tagen des Jahres 1879 war man hier und in Cannstatt bemüht, das Eis mit Dynamit zu sprengen, um dadurch den Eisgang zu erleichtern. Aber gegen das Grundeis richtete man nicht viel aus; und als das Eis wirklich brach, gab es eine Ueberschwemmung, die nur durch den Dambruch auf der Wangener Seite nicht noch verheerender wurde (s. Heimatbuch S. 197). Bei 24 Grad Kälte hatten auch die Weinberge gelitten und es gab wieder einen geringen Herbst. Im Sommer des Jahres 1880 wurde die neue Orgel, die Orgelbaumeister Schäfer in Heilbronn gebaut hatte, aufgestellt. Noch im Januar hatte der Stiftungsrat ein weiteres Register um 800 Mark bewilligt. Die Orgelempore wurde, um mehr Platz für Posaunen- und Kirchenchor zu gewinnen, hinausgerückt. Von altem Herkommen wurde das Läuten der Türkenglocke um 6 Uhr abends abgeschafft und das Glöckleinsgeld, der Ersatz des Klingelbeutelopfers, auf die Stiftung übernommen. Da es mit der Ortsdiakonissin nichts wurde, verpflichteten sich einige Honoratiorenfrauen, wenigstens den Kranken regelmäßig Krankenloft zu liefern, die von Nanette Strauß ausgetragen wurde.

Der Anregung im Pfarrgemeinderat entsprechend sorgte Pfarrer Schmidt dafür, daß am Sonntag abend von 6—7 Uhr in Stadtschule Vorträge von Professor Maisch und Oberstudienrat Kläiber gehalten wurden. Er selbst beteiligte sich auch, und die Schule war gedrängt voll von Jünglingen und Männern. Ein Jünglingsverein aber bildete sich erst durch die Bemühungen des Kaufmanns Zoos in Stuttgart, eines gebürtigen Untertürkheimers. An einem Sonntag im November 1881 kamen auf seine Veranlassung hin in Jakob Huppenbauers Haus in der Cannstatter Straße etwa 10 Jünglinge zusammen, um miteinander ein Kapitel in der Bibel zu lesen und zu betrachten. Sie kamen nun jeden Sonntag und auch in der Woche einmal zusammen und Zoos ließ es sich nicht verdrießen, Sonntag für Sonntag den jungen Verein zu besuchen. An Weihnachten waren es 13 Mitglieder und es wurde ihnen wie Kindern einer Familie beschert. Für Wein und

Gutsle sorgten die Eltern Huppenbauer und Herr Zoos für nützliche Geschenke, die dann unterm brennenden Christbaum verlost wurden. Im September 1882 ging Zoos auf die Kriskona. Doch zählte der Verein schon über 40 Mitglieder und wählte als Ehrenvorstand Pfarrer Dr. Schmidt, als Leiter Andreas Warth, Christian Warth und David Strauß, als Beisitzende Christian Warth, August Kirz und Johannes Warth, der die Kasse führte, aber 1889 nach sechsjährigem Leiden gestorben ist. Da die Stube jetzt zu eng war, wurde dem Verein das neue Lokal der Kleinkinderschule eingeräumt. Zum ersten Jahresfest aber räumte ihnen der Pfarrgemeinderat die Kirche ein. Am 5. November 1882, mittags 3 Uhr, wurde unter Teilnahme von Mitgliedern der Stuttgarter, Eßlinger und Cannstatter Jünglingsvereine das erste Jahresfest gehalten. Auf die „frische Ansprache“ Pfarrers Schmidts folgten noch weitere, und nach Gebet und Gesang begab man sich in die Kleinkinderschule zur „gesellschaftlichen Unterhaltung“. Die Mitglieder hatten ein „nettes Fäßchen“ mit Wein gefüllt, das für 50 bis 60 Personen reichte. Jeder konnte sich satt essen und trinken und es gab keine „bösen Köpfe“, denn „der Herr hatte von dem geringen Sonnenschein nicht viel Feuer erhalten“. Mit Ansprachen und Gesang und einem Hoch auf den Einjährigen wurde das Mahl gewürzt. Die zweite Weihnachtsfeier fand in der Kleinkinderschule statt mit zwei Christbäumen und 60 Mitgliedern. Die Gabenverlosung ist bis in die neueste Zeit Sitte geblieben. Im Lutherjahr 1883 versammelte sich der Verein Samstag den 3. November, mittags 3 Uhr, zu einer Feier im Lokal, um am Schluß im Gärtchen vor dem Pfarrhaus eine Luthereiche zu pflanzen. Während des Pflanzens wurde ein Lied gesungen, dessen Schlußwunsch freilich nicht in Erfüllung ging: „Bis in die fernsten Zeiten künd sie der Enkel Schar: Ich, Eiche, bin gepflanzt im Lutherjubiläum!“ Der Verein aber grünte und blühte fröhlich weiter, wenn auch die Mitgliederzahl, nachdem der Reiz der Neuheit verblaßt war, herunterging und 1889 nur noch 34 betrug. Bald nach der Begründung des Jünglingsvereins sammelte Fr. Wöhringer im hinteren Stübchen des Christianvetters in der Schulstraße etwa ein Duzend Mädchen, die miteinander die Schrift lasen und sangen und in der Woche zu einem Missionsarbeitsverein zusammenkamen. Am Christtag hatten sie ein Bäumchen mit Loszetteln behängt, von denen sich jedes eins nehmen durfte. Da kam dann auch Pfarrer Schmidt einmal dazu und freute sich an dem neuerstandenen Jungfrauenverein. Beim Diakonissenfest wanderten sie nach Stuttgart undkehrten nachher im Färberkaffee ein. An der Leitung beteiligten sich Fr. Benner und Marie Paule; und als die Schar sich mehrte, kamen sie im Stundenfaal zusammen.

Nach den Attentaten Höbels und Nobilings im Jahr 1878 war ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokraten erlassen worden mit Belagerungszustand und Ausweisungen. In Deutschland waren die Löhne durchschnittlich niedriger als in Frankreich, England und Nordamerika. 1879 hatten in Sachsen 92 Prozent ein Einkommen unter 1600 Mark und 52 Prozent unter 500 Mark. Da lag es doch wirklich nahe, „die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Unterdrückung sozialistischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen“, wie es in der Thronrede des 17. Februar 1881 hieß. Es wurde in erster Linie Fürsorge für die Erwerbsunfähigen, Unfallversicherung, dann aber auch Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung ins Auge gefaßt. Wenn Bismarck bei dieser sozialen Gesetzgebung von praktischem Christentum redete, so wurde ihm entgegengehalten, daß es einen

christlichen sozialen Staat nicht gebe, denn jeder Staat beruht auf Zwang, ist eine Zwangsanstalt, und praktisches Christentum ist frei wirkende Liebe. Im übrigen mußte auch der Beobachter sagen: Wir könnten von unserem Standpunkt aus die meisten sozialistischen Pläne des Fürsten Bismarck mit Benützung begrüßen, wenn sie nicht von seinem staatsabsolutistischen System aus zu bürokratischem Despotismus führen müßten. „Die bestehende Wirtschaftsordnung ist die einzig mögliche. Ihre Mängel sind zu beseitigen, die Existenz des Arbeiters muß sichergestellt werden, die Erziehung seiner Kinder, die Versorgung bei Krankheit, Invalidität und Altersschwäche, die Unterstützung bei Geschäftslosigkeit, die Sorge für die Witwen sind die Aufgaben der kommenden Zeit.“ Wie wenig bei der Steuergesetzgebung die Armen und Ärmsten berücksichtigt wurden, zeigt die Salzsteuer. Die Herstellungskosten betragen für das Pfund 1,2 bis 1,8 Pfennig, die Steuer aber 6 Pfennig, so daß im Kleinverkauf das Pfund 10 Pfennig kostet.

Im Frühjahr 1882 wurde Lehrer Bühler seinem Ansuchen gemäß mit einer vom König verliehenen Auszeichnung pensioniert. Seine Stelle wurde nicht ausgeschrieben, sondern die anderen Lehrer rückten vor, und es wurde eine siebte Lehrstelle errichtet, damit dem Abteilungsunterricht ein Ende gemacht werden konnte. (Die Klassen zählten nun noch 61—89 Schüler.) Ebenso wurde eine Arbeitslehrerin von den Kollegien bewilligt, „um der weiblichen Schuljugend die längst vermifste Gelegenheit zur gründlichen Erlernung der verschiedensten weiblichen Handarbeiten zu bieten“. Um den nötigen Raum zu schaffen, wurde die Bühlersche Dienstwohnung in zwei Schulsäle umgebaut, auch ein zweiter Schülerabtritt hergestellt. Sodann wurde beschlossen, den Sommer über den Unterricht nur von 7—11 Uhr zu geben, da namentlich die älteren Kinder in den Haushaltungen „absolut nötig“ sind. Doch sollte am Besuch des Arbeitsunterrichts an zwei Mittagen „unbedingt festgehalten“ werden. Nachdem der Schulkomplex so vervollständigt war, wurde auf Antrag des Pfarrers in geheimer Abstimmung Klatt zum Oberlehrer gewählt. Der Umbau zog sich durch den ganzen Sommer hin, und während der „störendsten Bauarbeiten“ wurde der Unterricht auf zwei Stunden in jeder Klasse beschränkt. Mit dem Ende der Erntefakanz, die extra auf drei Wochen verlängert wurde, konnten dann die neuen Räume bezogen werden. Die Kosten des Umbaus betragen 4344 Mark, die des Abtrittbaus 1116 Mark. Als Arbeitslehrerin wurde die Lehramtskandidatin Karoline Haas hieher berufen. Zu Ehren des mit dem neuen Schuljahr in den Ruhestand tretenden Lehrers Bühler wurde am 27. März ein Kirchenkonzert veranstaltet, bei dem die Kollegen des Gefeierten drei Männerchöre vortrugen und Fr. Hiller von Cannstatt vier Soli. Der Ertrag war für wohltätige Zwecke bestimmt; aber der Besuch war schwach „wegen der ungünstigen Witterung“. (?) Besser besucht war wohl die musikalische Abendunterhaltung, die der Gesangverein Germania unter Leitung von Oberlehrer Klatt in den neuhergestellten Sälen des Hirschs gab und bei der „komische und deklamatorische Einlagen“ mit den Gesängen wechselten und schließlich getanzt wurde.

Das Jahr 1883 begann auch mit einer „musikalischen Abendunterhaltung“, diesmal im Löwen vom Männerchor ins Werk gesetzt. „Die Chöre wechselten mit komischen Duetten und Deklamationen, und es läßt auf zahlreiche Beteiligung schließen, daß eine Büchse, die für die Ueberschwemmten freiste, 70 Mark einbrachte. Damit wurde die Gesamtspende Untertürkheims auf 500 Mark erhöht.“ In der Kirche machte man im Mai, als man unter der Kanzel einige Sitze anbringen

wollte, eine merkwürdige Entdeckung. Ein scheinbar roher Stein lag hindernd im Wege. Als man ihn aber aufhob, stellte es sich heraus, daß die andere Seite des Steins eine „Skulpturarbeit“ zeigte und der Stein ein Teil eines Grabsteins war. Er wurde dann an der Südseite der Kirche angebracht. (Und in diesem Sommer hat man bei der Bauarbeit in der Kirche wieder eine Steinplatte gefunden, die auf der Unterseite die Grabchrift der am 2. Mai 1727 hier bestatteten Frau Maria Dorothea Pregelzer geb. Bürcklin trägt [s. Chronik 1921 S. 4]). Im Juni freute man sich des herrlichen Sommerwetters, das einen guten Blühet brachte und die Hoffnung, daß endlich nach so vielen geringen und Fehljahren ein reicher Herbst dem Ort beschert werde, der bei der Menge der Trauben dem 68er nicht nachstünde. Da kamen am 5. Juli zwei Gewitter zusammen. Es blitzte und donnerte unaufhörlich und ein gewaltiger Wolkenbruch ergoß sich über die Markung. Die Fluten „durchströmten wild Straßen und Gassen“. Die Straßendolen vermochten das Wasser nicht mehr zu fassen und wurden zum Teil zerrissen. An der Bahn riß die Gewalt des Wassers eine Mauer zusammen, daß das Geleise mit Schlamm und Quadersteinen überdeckt war und es bis an den Morgen ging, bis das Geleise wieder frei war. „Aber, Gott Lob!, daß kein Hagel gekommen ist, wenn auch der Platzregen das Korn auf den Boden geworfen hat!“ Doch es sollte auch das der Gemeinde nicht erspart werden! Wenige Tage nachher, am 10. Juli, zog ein Hagelwetter herauf, das vier Fünftel der Markung vernichtete. Es gab keine Bohnen und keine Gurken mehr. Die Bäume „standen zum Teil wie Besenreis“. Trauben hingen in Menge an den Stöcken; aber die Blätter waren zerfezt, die Traubenstiele geknickt, das Holz zerschlagen. Wogen die Schlossen doch zum Teil 25 Gramm und es kamen zusammengeballte Eiskügel. In den von den Bergen herabstürzenden Fluten wälzten sich Quader der Weinbergmauern und schwammen Trauben und Leichen erschlagener Vögel. Da man die Läden nicht mehr hatte schließen können, waren die meisten gegen Westen gelegenen Fenster eingeschlagen. Ein Weingärtner brach beim Anblick der Verwüstung in den Ruf aus: Hätte lieber statt meinen Wengert der Hagel mich totgeschlagen! Nach einem Monat waren die Gärten durch Anpflanzung von Kraut, Rüben, Bohnen u. a. teilweise wieder im Bau. Aber das Obst, das noch an den Bäumen hing, war vom Hagel so beschädigt, daß es abfiel und nicht zur Reife gelangen konnte. 16 Gewand waren total, sieben zu neun Zehntel vernichtet. Im Durchschnitt rechnete man 77 Prozent und schätzte den Gesamtschaden auf 800 000 bis eine Million. Wie sollten nun nach sechs schweren Jahren Zinsen und Steuern aufgebracht werden bei einem Wert von 5—600 Mark für den Morgen Weinberg! Das gab einen traurigen Herbst. Von den vom Hagel weniger beschädigten Weinbergen las man noch 400 Hektoliter, während diejenigen, welche auf Cannstatter und Fellbacher Markung Güter hatten, es auf 1400 Hektoliter brachten. Die Gipsgesellschaft löste von 12 bis 13 Hektoliter 135—150 Mark pro Eimer. An Kaisers Geburtstag, 22. März 1884, wurden dann die Gaben für die Hagelgeschädigten ausgeteilt: 15—50 Mark, nicht nach der Größe des Schadens, sondern nach der Bedürftigkeit der Geschädigten, was dem einen und andern nicht einleuchten wollte.

Ende Oktober brach in der Friedrichstraße Feuer aus; der Hausbesitzer, der in wenigen Tagen sein 50jähriges Ehejubiläum feiern wollte, lag krank im Bett, konnte aber noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden, und den Bemühungen der Feuerwehr gelang es, den Brand auf den Dachstuhl zu beschränken. Im Jahr 1884 wanderten eine ganze Anzahl hiesiger Bürger, einer mit sechs Kindern, aus.

Die schlechten Jahre und das Notjahr 1883 machten ihnen das Scheiden leicht, besonders denen, die von Verwandten das Reisegeld zugeschiekt bekamen. Einem der Auswanderer, der kränklich war und recht elend aussah, riefen seine Kameraden zu: Heiner, du gibst Fischfutter! Er überstand aber nicht bloß die Reise, sondern lebte noch 20 Jahre drüben in Amerika. Einer hatte sich nach Chile gewandt, andere nach Kalifornien, wo sie Weinbau trieben und ihr gutes Auskommen fanden. Ein anderer brachte es allerdings bloß zum Viehtreiber. Auch Australien war das Ziel der Auswanderung. In einem Abschiedsgebidt auf die acht auswandernden Familien heißt es zum Beginn: Was sind doch das für schwere Zeiten, daß manches sich zur Wanderung entschließt! Ach, soll uns wirklich denn die Heimat so entleiden, wo man oft selbst das Angenehmste mißt? Hart hat uns zwar das letzte Jahr getroffen, und schrecklich sah sich die Verheerung an; doch dürfen wir nicht wieder Bess'ung hoffen, lebt Gott nicht mehr, der alles tut und kann? Und dann wieder: Ihr werten Bürger, Nachbarn und ihr Freunde, es ist uns leid, es ist uns leid, dieweil ihr von uns geht. O, daß die Lieb euch ferner noch vereinte, wenn um die Hilfe eins das andre seht! Zeigt euch als Christen durch das ganze Leben, auch gegen solche, die ihr nie gekannt; dann wird man euch auch dort das Zeugnis geben, die echte Liebe sei dem Schwabenland entstammt. 4. Mai 1884. — Am 26. August 1884 wurde die Teilnahme der Ortsbewohner durch ein schweres Unglück erregt. Vier Rotenberger waren mit einem Handwägelchen mit Gemüse auf dem Weg nach Stuttgart. Der Bahnwärter öffnete ihnen noch die Schranken. Aber kaum waren sie auf dem Geleise, da brauste der Blitzzug heran. Die an der Deichsel konnten sich noch retten; aber die zwei schiebenden Mädchen von 15 und 20 Jahren wurden vom Zug erfaßt. Da lagen sie auf ihre Bohnensäcke gebettet. Der herbeigerufene Arzt Dr. Fausser mußte feststellen, daß die Jüngere am Sterben sei, die Ältere wurde zu ihrer Landsmännin Fr. August Hammer in der Langen Straße gebracht. Sie lag lange schwer darnieder, kam aber schließlich davon.

Die Arbeitsschule veranstaltete aus Anlaß der Prüfung eine Ausstellung in der Krone. Die im Laufe des Schuljahres gefertigten Strick-, Häkel- und Näharbeiten ließen „den Unterrichtsgang und die Fortschritte der einzelnen Klassen und Kinder deutlich erkennen und zeigten, daß tüchtig gearbeitet“ worden war. Am 8. Dezember 1884 feierte Oberlehrer Fladt sein 40jähriges Jubiläum an der hiesigen Schule. Ganze Generationen hatte er unterrichtet, und heute noch denken seine Schüler mit Dankbarkeit des Mannes, bei dem sie viel gelernt haben, wenn er sie auch manchmal, vielleicht mehr als nötig gewesen wäre, geprügelt hat. Im Hirsch versammelte sich die Festgemeinde und Schultheiß Fiedtner überreichte ihm im Namen der Kollegien einen wertvollen goldenen Ring. Ratschreiber Barth von Stuttgart feierte in humorvollen Versen seinen früheren Lehrer und „die anwesenden Gesangvereine, deren Dirigent der Jubilar war, gaben ihren Gefühlen durch sinnige Gaben und passende Lieder Ausdruck“. Schulmeister Hinderer hatte einen Kirchenchor gegründet und Oberlehrer Fladt leitete einen „Leichenchor“. Beide waren bereit, in der Kirche zu singen. Der Ortsschulrat beschloß nun: „um jeden Streit oder Rivalität abzuschneiden“, sollen die Chöre abwechselnd an den Festtagen singen. Mit dem Winter 1883/84 war der Turnunterricht eingeführt worden. 50 eiserne Stäbe wurden angeschafft und als Turnplatz der Schulhof und der Platz am Güterschuppen in Aussicht genommen. 1884 wurde den beiden Lehrern Deuschle und Hettich eine Belohnung von 25 Mark pro Jahr zuerkannt. Doch dürfen dann die Turnstunden nicht in die Zahl der Pflichtstunden eingerechnet werden.

Nachdem er 6 Jahre lang sein Amt geführt hatte, berief Schultheiß Fiechtner am 15. August 1885 eine Bürgerversammlung zusammen. Etwa 250 Bürger fanden sich in Kronensaal ein, in gespannter Erwartung, was der Ortsvorstand seiner Gemeinde mitzuteilen habe. Nun erfuhren sie, daß er am Tag vor seiner Wahl, 26. August 1879, dem Obmann des Bürgerausschusses Gustav Stierlen, die schriftliche Zusicherung gegeben habe, sich nach 12 Jahren einer Neuwahl zu unterziehen. Strengste Verschwiegenheit wurde zugesichert. Inzwischen sei es aber ein öffentliches Geheimnis geworden; und so sehe er sich genötigt, die Sache auch öffentlich zur Aussprache zu bringen. Er übergab hierauf den Vorsitz dem Gemeindepfleger Warth und verließ den Saal. Warth sagte, die bürgerlichen Kollegien haben Fiechtner bereits von jener Verpflichtung entbunden; aber der Wille der Bürger soll entscheiden. Stierlen las nun den Revers vor, in dem er sich auch verpflichtete, kein Nebenamt, namentlich keine Landtagskandidatur, zu übernehmen. Warth bestritt Stierlen das Recht, eine solche Verpflichtung aufzulegen. Dann meldete sich Pfarrer Schmidt zum Wort. Er hob die tüchtige und gewissenhafte Amtsführung des Ortsvorstandes hervor, der, mit reichen Kenntnissen ausgestattet, auf allen Gebieten des öffentlichen und Gemeindelebens wohl erfahren sei, und schloß unter allgemeinem Beifall: Wir wollen ihn behalten; denn das bewährte Alte ist in den meisten Fällen dem zweifelhaften Neuen vorzuziehen. Unter dem Jubel der Versammlung verbrannte hierauf Stierlen das Dokument, und Fiechtner wurde wieder hereingerufen und schloß die Tagung mit dem Wunsch, daß allezeit in der Gemeinde und bei den Gemeindebehörden Einigkeit und Friede herrschen möge.

Im Deutschen Reich ging es in diesen Jahren nicht so friedlich zu. Zwar wurde in Preußen die Kulturkampfgesetzgebung allmählich abgebaut. 1886 beschloß der Landtag mit 260 gegen 108 Stimmen die Beseitigung der Maigesetze, und 1887 traf Bismarck über die Köpfe des Zentrums hinweg eine Vereinbarung mit dem Beauftragten des Papstes, Bischof Kopp, wegen des Bestätigungsrechts des Staates. Aber seine Gegner hatten den Eindruck: „Wir haben uns richtig nach Canossa verlocken lassen und verhandeln mit dem Papst über das Mehr oder Weniger der bei ihm zu übernehmenden Dienstbarkeit.“ Das Sozialistengesetz hatte die Partei in sechs Jahren nicht geschwächt. Vielmehr hatte sie in der Stunde der Prüfung die Besonnenheit gewonnen, die schlimmsten anarchistischen Elemente auszuschneiden. Gegenüber den Feinden und Hassern, vor allem den Ultramontanen und Sozialdemokraten, gab es dann andere, bei denen es hieß: „Wir sind für Bismarck, für Bismarck sans phrase, drum laßt sie nörgeln jene faden Wichte, die nur entstanden sind, um zu vergehen. Er lebet weiter in der Weltgeschichte, so lange Steine auseinanderstehen. Er lachet jener mädelnden Gesellen, den Möpsen gleich, die fed den Mond anbellen.“ Daneben mag es nicht wenige gegeben haben wie jenen Hamburger Tabakhändler, der im Park von Friedrichsruh von Bismarck einen Patsch bekommen hatte und nun seinen Waschledernen unter Glas und Rahmen aufhängte mit der Unterschrift: Mein Bismarck schlug darein. Als aber Bismarck den Tabak bluten ließ, hängte er ihn ins Nebenzimmer, und als er den Hamburger Zollanschluß durchsetzte, kam die Trophäe unter das Gerümpel auf die Bühne. Als es sich aber herausstellte, daß das Tabakgeschäft weder von der Steuer noch vom Zollanschluß Schaden litt, holte er seine Bismarckerinnerung wieder herunter an den Ehrenplatz im Salon. Als 1885 Bismarcks 70. Geburtstag nahte (1. April 1885), wurde in ganz Deutschland gewaltig agitiert für eine Bismarckspende. Während man aber in Süddeutschland für eine

Bismarckstiftung sich einsetzte, beschlossen sie in Norddeutschland, ihm sein Stammgut Schönhausen um mehr als eine Million zurückzukaufen. So war im lieben deutschen Vaterland von Einigkeit keine Rede. Und als der Reichstag einen Direktorposten im Auswärtigen Amt unter verletzenden Bemerkungen des sozialistischen Abgeordneten Bollmer ablehnte, wurden überall Entrüstungsmeetings veranstaltet. In Stuttgart wurden dabei einige Arbeiter, welche in die Huldigung nicht einstimmten, „mit Stöcken und Schirmen in bubenhafter Weise überfallen, wehrlos durchgeprügelt und in rohester Weise die Treppe hinabgeworfen“. Daraufhin wurde in einer öffentlichen Kundgebung der Sozialdemokratie an den Vorsitzenden im Bürgermuseum, Professor Zech, und besonders an den Oberstaatsanwalt Lenz die Anfrage gerichtet, ob sie alles getan haben, die Mißhandlung zu verhindern, und alle anständigen Männer wurden öffentlich aufgefordert, die Namen der Mißhandelnden zu nennen. Bei aller Kritik, namentlich an Bismarcks innerer Politik, mußten dann doch auch seine Gegner bekennen: Der Leiter unserer auswärtigen Politik hat es verstanden, die natürliche Mißgunst der anderen Nationen zu paralysieren (unschädlich zu machen) und die Ueberzeugung zu wecken, daß das Deutsche Reich ein Bollwerk des Friedens sei. Im Jahr 1884 hat das Reich seine schützenden Arme auch über deutsche Unternehmungen im Ausland auszustrecken begonnen, um eine „im großen ganzen voraussichtlich förderbare Kolonialpolitik in ebenso vorsichtiger als entschiedener Weise einzuschlagen“.

Wie befriedigt man ums Jahr 1886 noch mit der Einhaltung der Christenlehreordnung war, zeigt eine Aeußerung im Pfarrgemeinderatsprotokoll. Der Konfistorialrat über die Christenlehreordnung, in dem schriftliche Mahnung und als letztes „Ausschluß aus der Christenlehrgemeinschaft“ vorgeschrieben war, wurde vorgetragen mit der Bemerkung, daß die „scharfen Seiten und Kanten für Untertürkheim deshalb nicht passen, weil der Besuch korrekt ist und auch die Erwachsenen sich zahlreich beteiligen“. Dabei ist aber zu bemerken, daß 1883 beschlossen wurde, das Ablesen der „Fremden“ lieber ganz zu unterlassen, daß sie „nicht zwangsweise beizuziehen sind und ihr Beispiel (wenn sie oft fehlen) ansteckend wirkt“. Bei den Konfirmanden sah sich der Pfarrgemeinderat genötigt einzuschreiten. Es war üblich, daß die Mädchen zur Ausschmückung der Kirche bei der Konfirmation Girlanden flochten „der ganzen Chorlänge nach“. Die Buben beteiligten sich auch daran; aber die Sache wurde immer mehr eine Gelegenheit zu „allerhand Kurzweil und Pöffen“; die Buben rauchten und trieben allerlei Unfug, und die Mädchen taten mit, wenn auch nur mit Lachen und Beifallsbezeugung. So wurde denn „speziell auch auf Wunsch des Schultheißen“ das Kränzflechten und Aufhängen von Girlanden überhaupt verboten. Es sollte nur noch ein Bogen über dem Altar angebracht und einzelne Kränze an der Emporenbrüstung aufgehängt werden. Der Plan des Ortschulrates, die Winterabendschule in eine Art Fortbildungsschule umzugestalten mit zwei Kursen, einem für die Weingärtner und einem für die Lehrlinge, und zwar am Sonntagmorgen vor der Kirche in 1½—2 Stunden, wurde von der Aufsichtsbehörde nicht genehmigt. Dagegen hat 1888 der Gemeinderat einstimmig beschlossen, eine selbständige Fortbildungsschule zu errichten. Wer dieselbe nicht besucht, hat die Sonntagschule zu besuchen. Doch wurden am 21. April 1889 noch fünf Prämien und drei Diplome für die landwirtschaftliche, drei Prämien und drei Diplome für die gewerbliche Abteilung der Winterabendschule beschlossen. Für die Ortsbibliothek sollen keine Anschaffungen gemacht werden, die nicht vom Ortsschulrat oder Lehrerkonvent gebilligt sind. Für den Fried-

hof, der eine, wenn auch in der Rosenzeit blühende, Wildnis war und jeglicher Aussicht entbehrte, wurde auf Antrag des Ortsvorstehers eine bestimmte Ordnung aufgestellt (s. Heimatbuch S. 198).

1886 wurde die Neckarbrücke mit einem Aufwand von 39 500 Mark verbessert. Neben der Fahrbahn her wurde ein Gittersteg erstellt für den Fußgängerverkehr. Im November 1885 wurde er dem Verkehr übergeben; dagegen im Mai 1886 die Fahrbahn gesperrt. Eiserner Längsträger wurden angebracht und der Steinkörper durch ein Holzpflaster ersetzt. 1887 wurde die Straußische Bettfedernfabrik hieher verlegt und im folgenden Jahr die 1885 erbaute kleine Beitingersche Trikotsfabrik von Behr & Wollmüller erworben und bedeutend vergrößert, so daß neben vier Arbeitern etwa 80 Frauen hier Arbeit und Verdienst fanden. Der meist aus Gewerbetreibenden bestehende Männerchor brachte Rudolf Behr, der von Balingen hieher übergesiedelt war, ein Ständchen zur Feier der Uebernahme. Im Gemeinderat brachte der vorsorgliche und weitblickende Vorsitzende die Herstellung einer Wasserleitung zur Sprache. Er hatte Berechnungen anstellen lassen, die ergaben, daß die verfügbaren Quellen die erforderliche Wassermenge von 3 Sekundenslitern nicht zu liefern vermochten. Zwischen Kappelberg und Rotenberg hatte man auch einen Bohrversuch gemacht, ebenso im Tal. Aber die Herren gingen auf diesen Gedanken noch gar nicht ein, und es stand noch eine Reihe von Jahren an und erforderte die ganze unermüdlige Zähigkeit Fiechtner's, bis er endlich mit dieser so notwendigen Einrichtung durchdrang. Auch der Feuerwehr wandte Fiechtner seine Sorge zu und beantragte, die Ausgaben derselben mit 2500 Mark auf die Gemeindefasse zu übernehmen und eine Abfindungssumme von 3000 Mark der Feuerwehr auszusahlen mit der Bedingung, daß 2000 Mark als Grundstock für eine Unterstützungs- und Sterbefasse angelegt werden, zu der jedes Mitglied jährlich eine Mark beiträgt, während die Gemeinde jährlich 100 Mark zuschießt. Bisher hatten die Mitglieder die Geräte und Ausstattungsgegenstände mit Beihilfe von Gemeinde und Privaten selbst angeschafft und monatlich 40 Pfennig gezahlt.

Von der guten alten Zeit möchte man reden, wenn am 19. Juni 1887 das Bezirksmissionsfest hier „unter ungewöhnlich zahlreicher Beteiligung der Nachbarorte und der Amtstadt“ gehalten wurde. Missionar Müller von der Goldküste zeigte, wie hinter Spiel und Tanz und Trommelschlagen sich ein dunkler Hintergrund erhebe. Und so groß die Zahl der Opfer ist (es sind in der letzten Zeit schon wieder zwei Missionare dem mörderischen Fieberklima erlegen), es ist Gottes Wille und Christi Befehl, daß das Evangelium verkündigt wird, das allein von Geistesfurcht und Tyrannei der Zauberer die Eingeborenen erlösen kann.

Im August 1887 starb an einer ungewöhnlich rasch verlaufenden Wassersucht Hirschwirt Gustav Stierlen. Er war ein Idealist, ein begeisterter Vorkämpfer der Freiheit, untrüchlich, aber auf eigene Weise fromm, wie der Pfarrer sagte, bis in seine Irrtümer hinein immer edel, wie sein Parteifreund Karl Mayer bezeugte. Er hat mit großen Kosten die Neckarluft hergestellt durch Erbauung einer hohen Mauer und Anpflanzung von Schattenbäumen, und damit vielen seiner Mitbürger eine Wohlthat erwiesen. Aber wenige Monate vor seinem Tod mußte er sein väterliches Erbe, den Hirsch, verkaufen. „Selten stand um ein Grab ein Leichengefolge so allgemein ergriffen.“ 1887 wurde das Sozialistengesetz mit 164 gegen 80 Stimmen noch einmal verlängert. Es hat während seines Bestehens die Partei gestärkt, wie der Kulturkampf das Zentrum. Im Hinblick auf alle die Polizeimaßregeln, die das Gesetz zur Folge hatte, konjugierte der Berliner Witz das Zeit-

wort regieren: Ich verbiete, du konfiszierst, er verhaftet, wir lösen auf, ihr schließt den Verein, sie weisen aus.

Das Jahr 1888 wurde das „Dreikaiserjahr“. Am 9. März entschlief im 91. Lebensjahr der ehrwürdige Begründer des Reiches, Kaiser Wilhelm I. „Die Treue, die Arbeitsamkeit, die Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe, welche in unserem geschiedenen Herrn verkörpert war, möge ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein und bleiben“, sagte Bismarck mit zuletzt tränenerstickter Stimme im Reichstag. Seine Güte gegen seine Diener bewies er einmal, als er auf den Leibjäger warten mußte, und der mit bebenden Lippen sich entschuldigte: „Was machst du für Aufhebens von der Sache. Du hast ja oft auf mich warten müssen, jetzt habe ich einmal auf dich gewartet, wir sind quitt.“ Seine Pflichttreue zeigte er, als er mit 88 Jahren sich weigerte, das Manöver in der Kutsche mitzumachen. Man hielt ihm das Beispiel des Alten Fritz vor. „Ja, aber das tat er nur in seinen letzten Lebensjahren“, antwortete der Mann, der auch im letzten Lebensjahr „keine Zeit hatte, müde zu sein“. Der Tod seines Vaters rief Kaiser Friedrich von San Remo herbei, wo er für sein Krebsleiden Heilung gesucht hatte. Die Freigeistigen hatten große Hoffnung auf ihn gesetzt. Er hatte beim Lutherfest 1883 erklärt: „Die Kraft und das Wesen des Protestantismus beruht nicht im Buchstaben und starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis christlicher Wahrheit.“ Den Stöcker'schen Antisemitismus hatte er als die Schmach des Jahrhundert bezeichnet, und man hoffte Gleichberechtigung der politischen Parteien vor dem Throne bei ihm zu finden. So mußte denn auch Minister Puttkammer wegen Wahlbeeinflussung weichen. Aber die Regierung des Kaisers währte nur 100 Tage. Am 15. Juni wurde der edle Dulder von seinem Leiden erlöst und sein 29jähriger Sohn Wilhelm II. trat die Regierung an. Mit „Pomp und monarchischem Gepränge“ eröffnete er den Reichstag und zwei Tage später den preußischen Landtag. Auf dem Ordensfest zu Sonnenberg sagte er in einer seiner drei Reden: „Zur Hebung der moralischen sowie der religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes brauche ich die Unterstützung der Edelsten meines Adels“, wie sie im Johanniterorden vereint sind. Stöcker wurde die Wahl gelassen zwischen Amt und Agitation. Er wählte das Amt. Beim Bergarbeiterstreik im Jahr 1890 empfing der Kaiser die Deputation der Streikenden. März 1890 erklärte er: „Diejenigen, welche mir behilflich sein wollen bei meiner Aufgabe, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.“ Daß er, der sein eigener Kanzler sein wollte, Bismarck nicht behalten konnte, war vorauszusehen. Im März 1890 wurde er entlassen.

Jahresbericht

der Kirchengemeinde Untertürkheim

im Kirchenjahr 1935/36.

Herr, neig Dich gnädig unfrem Fleh'n, und was wir bitten, laß gescheh'n!
Wir bitten nicht um Geld und Gut, wir bitten nur um frommen Mut.
Es wächst die Sünde mehr und mehr, und größer wird der Spötter Heer,
und frech entfaltet dort und hier die Welt ihr prunkendes Panier.
Drum schenk uns, Herr, die heil'ge Kraft, die nicht verzagt und nicht erschlapft,
und immer kühner ringt und kämpft, bis sie den bösen Geist gedämpft.
So kämpfen wir für Deinen Ruhm, Dein Volk, Dein Heer, Dein Eigentum;
bis alle Welt Dich lobt und preist, Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Julius Sturm.

Soli Deo gloria! Gott allein die Ehre! Das war der Wahlpruch unserer frommen Vorfahren, das soll auch der unsere sein und bleiben. Und wenn uns im letzten Jahr etwas wohl geraten und geglückt ist, Ihm sei Ehre, Ruhm und Dank gebracht. Wenn unser Deutsches Reich angesehener und mächtiger dasteht und seine Stimme gehört wird im Rate der Völker, weil man wieder wie in den Vorkriegszeiten von der „schimmernden Behr“ reden kann, die uns den Frieden erhalten und vor Feindesüberfall schützen soll, so nehmen wir diese Macht aus der Hand des Allmächtigen, vor dem auch unser Führer sich im Angesicht seines Volkes in Demut gebeugt hat. Und wenn die Zahl der Arbeitslosen auf eine Million heruntergegangen ist, so mag das wie ein Wunder vor unseren Augen erscheinen, für das wir Gott nicht genug danken können in der Hoffnung, daß Er das Erreichte uns erhalte und es gelingen lasse, daß unser Volk, auf sich selbst gestellt, es dahin bringe, daß es ihm weder an Nahrung und Kleidung und was zum Leben nötig ist, noch an Arbeit fehle.

Wie völlig wir von der Gnade Gottes abhängig sind, das erfährt jahraus jahrein kaum jemand mehr als der Weingärtner. Wie freute man sich, als nach dem kalten Frühjahr der Weinstock doch noch einen günstigen Blühet bekam und die Pfähle so voll hingen mit Trauben, daß man fast an einen Vollherbst denken konnte. Aber dem kalten Frühjahr folgte ein kalter, sonnenarmer Sommer; und als man hoffte, der Herbst werde nachholen, was der Sommer veräußt hatte, und die Herbstsonne, die schon manchmal noch im Oktober den Trauben die letzte Reife gebracht hat, werde den reichen Behang reif und süß machen, da brachte der Herbst schon im September eine Frostnacht und kalte Tage, die das Laub braun und dem Reifen ein Ende machten. Und doch fiel der Weinherbst noch besser aus, als man gefürchtet, und die einen sagten: Man muß zufrieden sein!, die andern: Man kann zufrieden sein, wir haben schon schlimmere Jahre gehabt! Der vorjährige Wein ging vor der Lese reizend ab, und der heurige galt trotz der wenigen Sommertage und erfrorenen Trauben doch 150—170 Mark. Was aber keinen Wein gab, das mußte bei dem fast völligen Fehlen des Obstes Most geben; denn Kraut und Rüben sind geraten, Prestlinge und die anderen Beeren auch, aber die Obst- und namentlich die Apfelbäume standen trotz allem Spritzen zum Teil schon im Frühjahr ganz jämmerlich da, und es war ein besonderes Gnadengeschenk, wenn einer sich mit Früchten bedeckte; so ist das Mostobst teuer geworden.

Dagegen hatten alle die Geschäfte, die mit dem Bauen zusammenhängen, ein gutes Jahr; hat doch die Baugenossenschaft Luginsland, die im Herbst ihr 25jähriges Jubiläum feierte, 17 Doppelhäuser hergestellt, und zwar so, daß gleich dafür gesorgt wurde, daß der Hausbesitzer sein Haus allein bewohnen oder einem Mieter eine vollständig eingerichtete Wohnung überlassen kann. Auch sonst ersteht auf der Höhe und unten, namentlich dem Wallmer zu, ein Haus um das andere. In den Daimlerwerken ging das Geschäft so streng, daß eine Zeitlang viele um ihren Sonntag kamen. So hat man von Arbeitslosigkeit bei uns kaum mehr etwas gehört.

Dagegen stehen wir jetzt vor der schweren Aufgabe, die „Autarkie“ durchzuführen. Das heißt, dafür zu sorgen, daß wir, soweit es irgend möglich ist, die Rohstoffe selber hervorbringen, und wenn sie nicht bei uns wachsen oder gefunden werden, künstlich herstellen: Gummi für Autoräder, Benzin, Faserstoffe zur Bekleidung, zur Kunstseide kommt der aus Zellulose gesponnene Faden. Die Vorübung des Kriegs kommt uns jetzt zugut. Aber besser wäre es, wenn wir nur wenigstens die eine oder andere unserer Kolonien wieder bekämen und damit wenigstens eine Rohstoffquelle. Das Fett, an dem wir ständig Mangel haben, läßt sich ja doch nicht künstlich herstellen. Es sind allerlei Sorgen, die einen bedrängen könnten und die doch geringfügig erscheinen, wenn man an die Greuel des spanischen Bürgerkriegs denkt. Alle unsere Sorgen aber wollen wir auf den werfen, der alles in seiner allmächtigen Hand hält.

Die Schar derer, die durch den Tod allen Sorgen des Erdendaseins entronnen sind, wird heuer eröffnet von Frau Karoline Lang, die, sich ihres Alters freudig, noch im vorigen Jahr beim Altenmittag als die Älteste gefeiert wurde, als aber die Tage des Leidens kamen, sich freute, heimzudürfen im 91ten Lebensjahr. Im 90ten ist Emilie Held ihrer Schwester nachgefolgt aus großer Schwachheit heraus. Im 88ten ist Margarete Sämann geb. Weiß, bis ins hohe Alter noch tätig, zur ewigen Ruhe eingegangen. Im 86ten ist Christiane Munt geb. Gugeler bei ihrem Sohn in Ludwigsburg gestorben, hat Christiane Stierlen geb. Zerweck ihr bis ins hohe Alter tätiges Leben beschloffen, ähnlich wie Christian Gafmann, der sich nicht die Zeit nahm, krank zu sein. Im 83ten starb Katharine Wilhelm geb. Mäule, mit 82 der immer noch geistig und auch körperlich rüstige Gottlob Dann, im 82ten Marie Spengler geb. Lang. Nahe an 82 mußte Dr. Maier die geliebte, noch so rüstige Mutter bei der Heimkehr tot antreffen. Im 81ten stand Katharine Vogelmann geb. Ungerer und August Dobelmann, der lange im Causstatter Krankenhaus verpflegt worden war. Im 80ten hat Gott der Maria Paule geb. Warth das Kreuz der Witwenchaft abgenommen. Im 79ten ist Sofie Wengert geb. Merz abgerufen worden und mit 78 ist Wilhelm Zaif von seinem schweren Lager erlöst worden. Mit 77 ist Johanna Curle geb. Spieß von der Seite ihres Mannes weggenommen und Ernestine Kurz geb. Berner von Schmerz und Unruhe befreit worden. Im 77ten hat Gott der Luise Lämmle geb. Hummel, die so lang an ihren Stuhl gebunden gewesen war, alle Tränen abgetrocknet. Im 76ten ist Marie Kast geb. Berner heimgegangen und im 75ten ist Friedrich Ohmann aus der Schwachheit seines sonst friedlichen Lagers zum ewigen Frieden erhoben worden. Mit 73 ist August Kurz aus einem reich gesegneten Leben rasch geschieden und im 73ten hat Christian Raaf im Bürgerhospital die Tage seines fast regungslosen Leidens beendet. Im 72ten hat Maria Eckardt geb. Graf schauen dürfen, was sie geglaubt hat, und im 71ten ist Ernst Warth nach langem Leiden

zur ewigen Ruhe eingegangen. Noch nicht 70 war Emil Schulmeister, als er aus dem Leiden dieser Zeit abgerufen wurde. Im 69ten ist für Julius Schlüter der ewige Feierabend angebrochen. Mit 68 starb Karl Singer, im 68ten Jakob Dann und Pauline Scheef geb. Strauß, der die Operation Besserung gebracht hatte, aber dann folgte ein langes, furchtbar schweres Leiden. Im 67ten starb Gustav Häbich im Bürgerhospital, im 66ten Karl Scheef, Wilhelm Lohmüller, Ludwig Schittenhelm und Dorothea Haug, die nach ihrer Operation noch gearbeitet hat, so lang als irgend möglich. 65 war Marie Bestle geb. Kilgus, und im 65ten stand Sofie Desterle geb. Maier, als sie der Schlag traf. Im 64ten ist Otto Munk aus einem arbeits- und erfolgreichen Leben geschieden, da ihm das Messer des Arztes keine Heilung hat bringen können. Dasselbe gilt von dem fast 63 Jahre alten Albert Warth. Im 62ten stand Rosine Hunt geb. Strauß, 60 war Helene Hagmüller geb. Breuninger, im 60ten stand Marie Maier geb. Steeb, als der Tod den schweren Druck von ihr nahm. Mit 59 starb Wilhelm Kiefer, im 59ten Karl Knödler, Karl Reim und Regine Scheel, die allzeit Hilfsbereite, nach langem, schwerem Leiden. Im 57ten ist Otto Breitschwerdt aus dem Leben geschieden und im 55ten Julius Maier, nachdem man schon gemeint hatte, die Kraft seines Körpers sei siegreich über den Tod. Im 53ten ist Wilhelm Haist nach langem, schwerem Leiden ein Opfer der furchtbaren Krankheit, der der Arzt nicht wehren konnte, geworden. Mit 51 haben Mathilde Ortlieb geb. Huppenbauer, mit 50 Christian Löffler und Hermann Kallenberger von den Ihrigen Abschied genommen, und mit 49 Julius Streicher. Im 42ten ist Gertrud Schimpf, die ihr Leben dem Dienst der Leidenden geweiht hatte, nach furchtbarem Leiden den Ihrigen entrisen worden. Mit 40 hat Albert Beurer, im 37ten Irene Lusser geb. Rachel ein frühes Ende gefunden. Im 34ten ist Georg Glaser das Opfer seines Berufes geworden und hat der Tod Bertha Brüstles langes Leiden geendet. Mit 33 ist Friedrich Gußmann aus dem Hause hinausgetragen worden, das nun abgebrochen ist. Im 29ten ist Willy Hahn, im 28ten Rosa Lauterborn geb. Zeitrüg entschlafen. Mit 28 ist Hermann Diener ausgezogen und tot in den Bergen gefunden worden; mit 25 ist Adolf Munk wenige Wochen nach der Hochzeit, im 24ten Frida Bausch ins frühe Grab gesunken, im 25ten Frida Frey geb. Sed. 23 war Kurt Dees, als der lange Kampf um die Gesundheit doch noch mit dem Tode endete, und Gertrud Angerbauer, als sie im Glauben an ihren Heiland entschlief.

Das furchtbare Unglück an der Besenfelder Steige hat zwei Todesopfer gefordert: Ruth Maurer mit 20 und Elsa Dodel mit 17 Jahren. Auch ein 12jähriger Schüler Hermann Arthur Krebs hat durch seinen Tod den Eltern bitteres Leid verursacht. Eine ungewöhnlich große Zahl von Kindern sind im ersten Lebensjahr ihren Eltern wieder genommen worden: Eduard Hartmann, Kurt Künstner, Günther Wilhelm Brobobeck, Hilde Reyer, Otto Bussinger, Heidi Hammersdorf, Hannelore Raith, Hans Warth, Günther Hahn. Viel Freude ist mit dem Tod dieser Kinder in Leid verwandelt, viel frohe Hoffnungen sind zerstört worden. Und wenn man die ganze Liste der Verstorbenen überblickt, so mag es einem grauen vor dem Uebermaß des Leidens, von dem sie erzählt, und vor dem Jammer und Herzeleid, das der Tod, besonders wenn er plötzlich eintrat, den Hinterbliebenen gebracht hat; aber Gott sei Lob und Dank, daß er durch Christum dem Tode den Schrecken genommen und in Ihm uns eine Quelle ewigen Trostes eröffnet hat. Gott gebe, daß alle zu dieser Quelle kommen und am Wasser des Lebens, des ewigen Lebens, den Durst ihrer Seele stillen!

Den 77 Entschlafenen stehen 154 in diesem Jahr getaufte Kinder gegenüber; und zwar sind 111 auswärts und nur 43 hier getauft worden. Etwas besonders Erfreuliches ist, daß man allmählich wagt, die Taufe sogar im Zusammenhang mit dem Hauptgottesdienst vorzunehmen. Wie man in den Nöten der Zeit wieder mehr gelernt hat, sich der Kinder zu freuen, so wird auch die Taufe als die Aufnahme des Kindes in die Gemeinde wieder mehr geschätzt und wichtiger genommen. Zugleich mag es auch zur Stärkung der so nötigen Gemeinschaft beitragen, wenn die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde fürbittend teilnimmt an der Gabe Gottes, die den Eltern mit ihrem Kinde geschenkt ist. Gerade in der Fürsorge und Fürbitte für die Kinder gilt es heutzutage besonders zusammenzustehen, damit wir doch alle Gotteskinder werden möchten!

Auf dieses Ziel der Gotteskindschaft will der Konfirmandenunterricht unsere Kinder hinweisen als auf den Sinn ihres Daseins und Zweck ihres Lebens. Die Konfirmation wurde wegen der Wahl auf Palmsonntag verlegt, den in anderen Landeskirchen üblichen Tag, der sich wegen der darauf folgenden Karwoche besonders gut eignet; denn die Feier der Kreuzigung und Auferstehung unseres Herrn kann wie nichts sonst die jungen Herzen gesammelt und auf das ewige Ziel gerichtet erhalten. Im ersten Bezirk waren es 31 Knaben und 31 Mädchen, im zweiten 32 und 18, im dritten (Gartenstadt) 13 und 20, zusammen 76 und 69, in Summa 145 Konfirmanden. Gott lasse sie nicht bloß freudige und tätige Glieder unserer Gemeinde und Kirche, sondern auch lebendige Glieder der Gottesfamilie, deren Erstgeborener Jesus Christus ist, werden!

Hochzeit mit kirchlicher Trauung haben 67 Paare gefeiert. Den Sommer über hat es im Gartenstadtkirchlein ungewöhnlich oft am Samstag zusammengeläutet. Wegen der Arbeiten in der Kirche mußten die Trauungen oben gehalten werden. Die einzige goldene Hochzeit dieses Jahres von Apotheker Samuel Zuhan und Auguste Pauline geb. Schäffer ist in aller Stille im Kreise der Familie gefeiert worden.

Austritte aus der evangelischen Landeskirche waren es 10, Eintritte 8. Die Zeit der starken Bewegung herüber und hinüber scheint vorüber zu sein. Um so mehr ist die ganze Gemeinde und unsere Kirche von einer Spaltung bedroht, die Gott in Gnaden abwehren möge. In einer Zeit, in der das Christentum wie noch nie gegen Feinde aller Art kämpfen muß, da im Osten bald die letzte Kirche zerstört sein wird und im Südwesten die Gotteshäuser brennen, ist es wahrlich nötig, daß alle, die Christum als ihren Herrn bekennen, zusammenhalten bei aller Verschiedenheit. Unsere Kirche ist im Laufe des Sommers im Innern erneuert worden. An Stelle der Defen trat eine vom Turmstübchen aus genährte Lustheizung und Schiff und Empore wurden mit bequemen, in ihrer Naturfarbe und schönen Waserung auch dem Auge wohlthuenden Bänken ausgerüstet. Dazu ist die Orgel neu gestaltet und vervollkommnet, so daß die kühnsten Hoffnungen und Wünsche unseres alten Organisten Gieser nun dem neuen Organisten Buch erfüllt sind oder vollends erfüllt werden. Auch in der Ausmalung hat die Kirche ein neues, farbenprächtiges Gewand angezogen. Die Gottesdienste wurden den Sommer über im Vereinshaussaal und im Saal der landeskirchlichen Gemeinschaft gehalten. In letzterem werden sie nun auch fortgesetzt, so daß jeden Sonntagvormittag an drei Orten gepredigt wird. Unsere Gemeinde wäre groß genug, um Kirchen und Saal zu füllen. Bei der Feier der Wiedereinweihung war die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein festlicher Zug bewegte sich vom Vereinshaus zur Kirche und Prälat Schrent

hielt die Festpredigt. Mittags fand auch ein Festgottesdienst statt, bei dem den Kindern erzählt wurde, daß es eine Zeit gegeben habe, da an Weihnachten bis zu tausend Kinder an der Christfeier teilgenommen haben.

Im Januar haben vier Pfarrer des Cannstatter Bezirks in der Stadtkirche, im Februar im Gartenstadtkirchlein je einen Vortrag über das Thema: „Wie dünkt euch um Christus?“ gehalten; und im November hielt Pfarrer Veierbach von Mühlhausen a. E. eine Evangelisationswoche über: „Jesus heute“. Im Gemeindeabend am Schalltag (29. Februar) redete Studienrat Sautter über „Deutschtum und Christentum in der deutschen Geschichte“ und im Gemeindeabend des November zeigte Pfarrer Rief, der auch beim Sommerfest im Vereinsgarten geredet hatte, Bilder des Memellandes und des vorbildlichen Gemeinde- und Vereinslebens daselbst, während in der Woche darauf Pfarrer Gründler von Barcelona die Gemüter bewegte, ja erschütterte durch das, was er über Spanien zu sagen hatte. Der Alltagsmüdigkeit wurde auch durch wunderschöne, aber friedliche Bilder des heiligen Landes und seiner Bewohner verschönt. Der Friede ist freilich auch von diesem Lande, in dem einst der Friedesfürst gewandelt ist, gewichen.

An die Stelle von Stadtvikar Schäfer, der sich im Predigen und im Dienst vor allem an der Jugend so gut eingeführt und eingelebt hatte, ist im Juli der Vikar von Schmiden Herrm. Kühn getreten, während Schäfer an die Johannis Kirche nach Stuttgart kam. Es ist bedauerlich, daß unsere Stadtvikare eben allemal, wenn sie sich recht eingearbeitet haben, wieder abberufen werden, auch wenn sie noch so brauchbar sind für die Arbeit der Gemeinde und besonders an ihrer Jugend, der doch unsere ganz besondere Sorge gelten muß.

Es gilt heutzutage, die Gemeinde aufzubauen auf dem Grund, auf dem die Kirche Christi ruht, der Wahrheit und der Liebe. Die evangelische Woche, die im Juli in Stuttgart gehalten wurde, hatte das Thema: „Was ist Wahrheit?“ Die Wahrheit scheint die Menschen zu trennen, weil sie den Verschiedenen verschieden erscheint, wie der Tauropfen in verschiedenen Farben spielt. Aber deshalb ist es doch das selbe Licht der Sonne. Und wo es den Christen wirklich um die Wahrheit zu tun ist, da sind sie trotz verschiedener Anschauungen doch eins, nicht bloß im aufrichtigen Streben nach Wahrheit und im Mut der Wahrheit, sondern in dem, von dem alles Licht ausgeht und der in alle Wahrheit leitet und es den Aufrichtigen gelingen läßt. Denn was sie fest zusammenbindet, das ist die Liebe, die den Vater durch den Sohn mit allen begnadigten Gotteskindern verbindet, die Liebe, die das Kennzeichen ist, daß einer zur Gottesfamilie gehört. Wer aus der Wahrheit ist, der höret die Stimme dessen, der die Liebe selber ist, und die Kraft Seiner Liebe überwindet alles. Darum laßt uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken; als die Traurigen aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben. 2. Cor. 6, 4—10.

Paulus sagt: „Es ist mir das Rühmen nichts nütze.“ Nun habe ich in der letztjährigen Chronik das Opfer des vorbergehenden Jahres gerühmt, von dem noch etwas übrig geblieben sei. Das mag mitgewirkt haben, daß mir 1935 ein ziemlicher Rest geblieben ist. Kluge Leute tun armutselig; aber Alter schützt vor Torheit nicht.